

C. C. Slaterman

PARAFORCE



BAND 32

PUYATHAK

Dunkle Zeichen

[WWW.GEISTERSPIEGEL.DE](http://WWW.GEISTERSPIEGEL.DE)



C. C. Slaterman

**Paraforce**

Band 32

**PUYATHAK**

Teil 1

Dunkle Zeichen

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.  
Copyright © 2018 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

»Merde!«

Serge Garniers Hände krallten sich so fest um das Steuerhorn der Piper, dass die Knöchel fast weiß unter der sonnengebräunten Haut hervortraten.

Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn.

»Merde!«, fluchte der Pilot erneut, während seine Blicke regelrecht über die Bedienelemente des Cockpits flogen.

Doch wohin er auch sah, Fahrtmesser, Variometer, Kurskreisel oder Kompass, überall waren nur noch blinkende Lämpchen und Instrumentenzeiger zu sehen, die sich scheinbar mit Lichtgeschwindigkeit um die eigene Achse drehten. Verzweifelt versuchte Garnier, die PA 34 auf Kurs zu halten, während draußen die Hölle tobte.

Donner grollte, Blitze zuckten.

Ein gewaltiger Tropensturm, der scheinbar aus dem Nichts heraus entstanden war, hatte das Flugzeug gepackt und ließ die kleine Maschine wie ein junges, bockiges Pferd über die Wolken hüpfen. Der heftige Wind schleuderte den Regen ununterbrochen gegen das dünne Blech der Flugzeughülle.

Immer wieder überzogen unzählige Blitze den Himmel mit einem schwefelgelben Netz, während kurz darauf der nachfolgende Donner selbst das Innere der Piper bis in den hintersten Winkel hinein mit seinem Grollen erfüllte.

Jean-Pierre LeGrand, seines Zeichens Professor der Archäologie an der Universität Lumiere in Lyon und einer der drei Passagiere, saß dennoch seelenruhig auf

seinem Sitz. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und blätterte in einem abgegriffenen Notizbuch, als würde ihn das Inferno, das um ihn herum tobte, nicht im Geringsten stören.

Pascal Dubois, sein junger Assistent hingegen, der auf der Sitzbank vor ihm Platz genommen hatte, kauerte wie das personifizierte Elend am Fenster und hielt eine Kotztüte in der Hand, die er, wie für jedermann deutlich sichtbar war, schon mehr als nur einmal benutzt hatte.

Keiner von beiden sagte etwas, aber das war auch nicht nötig.

François Moreau, der dritte im Bund der Passagiere, führte schon seit geraumer Zeit das große Wort. Moreau, ein untersetzter, glatzköpfiger Buchhaltertyp, der als Rechnungsprüfer in jener Universität angestellt war, die LeGrands wissenschaftliche Arbeiten finanzierte, besaß ein Organ, das selbst den Schallpegel eines startenden Jumbojets übertraf.

»Das, Monsieur Garnier, wird Sie noch teuer zu stehen kommen!«, donnerte er gerade und fuchtelte dabei mit beiden Händen so wild in der Luft umher, als wollte er jeden Moment losfliegen. »Sobald wir wieder festen Boden unter den Füßen haben, werde ich dafür sorgen, dass dies Ihr letzter Flug war.« Drohend schüttelte er die Faust in Richtung Cockpit. »So etwas Unverantwortliches wie Sie ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht untergekommen. Wie konnten Sie es nur wagen, mit dieser Sardinenbüchse loszufliegen, obwohl Sie genau wussten, dass da draußen ein ausge-

wachsener Zyklon auf uns wartet?«

»Einen alten Scheiß wusste ich«, meldete sich Garnier aus der Pilotenkanzel. Seine Stimme klang seltsam gepresst.

»Diesen Sturm da draußen darf es eigentlich gar nicht geben. Er ist weder auf meinem Wetterradar, noch weiß jemand im Flughafen von Nouméa irgendetwas davon, sonst wäre ich gar nicht losgeflogen. Aber vielleicht können Sie mir ja erklären, woher er so plötzlich gekommen ist. Wenn nicht, empfehle ich Ihnen, Ihr großes Maul zu halten und mich einfach meine Arbeit machen zu lassen. Sonst könnte es nämlich sein, dass wir überhaupt keinen festen Boden mehr unter die Füße bekommen. Also setzen Sie sich wieder hin und halten verdammt noch mal endlich Ihre Schnauze.«

Moreau pumpte wie ein Maikäfer, der auf dem Rücken lag, während LeGrand belustigt die Augenbrauen hochzog.

»Monsieur Garnier hat recht, wir sollten ihn jetzt besser nicht stören.«

Moreaus Kopf ruckte herum.

Selbst ein Blinder hätte gesehen, dass er kurz davor war, zu explodieren. Aber dazu kam es nicht mehr.

Ein riesiges Flechtwerk aus Blitzen, gigantischer als alles, was LeGrands Augen jemals zuvor erblickt hatten, zuckte über den Himmel, der inzwischen eine giftgrüne Farbe angenommen hatte. Für die Dauer einer Millisekunde spannte sich vom Höhenruder am hinteren Teil der Piper bis nach vorne zur Pilotenkanzel ein gleißender Lichtbogen. Eine seltsame, knisternde Span-

nung erfüllte die Luft, dann schlug der Blitz in eines der Triebwerke ein.

Der Himmel schien plötzlich zu brennen.

Geblendet schloss der Archäologe für einen Moment die Augen.

»Systemausfall!«, hörte er Garnier noch plärren, dann überschlugen sich die Ereignisse.

Die Piper begann, wie ein Betrunkener zu schwanken, und im Innern der kleinen Maschine wurde es schlagartig dunkel. Gleichzeitig war durch die Fenster auf der rechten Seite zu sehen, wie dort Flammen aus der Tragfläche schlugen.

Alle schrien durcheinander, Moreau, Dubois und Garnier.

Lediglich LeGrand, der als Archäologe und Altertumsforscher sowieso eine etwas andere Einstellung zum Leben und vor allem zum Tod hatte, blieb die Ruhe selbst. Er konnte nicht verstehen, warum sich die anderen so aufführten, denn an ihrer Situation war doch sowieso nichts mehr zu ändern.

Seufzend drehte er den Kopf und blickte aus dem Fenster.

Aber nur für die Dauer eines Atemzuges, dann verlor auch er die Beherrschung.

Instinktiv öffnete LeGrand den Mund, während seine Augen so groß wie Spiegeleier wurden.

Schweißperlen überzogen seine Stirn und sein Herz begann zu rasen.

»Nein«, durchzuckte es ihn. »Das ist nicht wahr, das kann ...«



Der Archäologe schloss die Augen, zählte im Stillen bis drei und starrte danach erneut durch das Fenster, während das Flugzeug immer mehr an Höhe verlor. Doch das Bild, das sich ihm bot, war immer noch das gleiche.

LeGrand hatte das Gefühl, verrückt zu werden.

Von dem Orkan war keine Spur mehr zu sehen.

Kein Wind und kein Regen, kein Donner und auch keine Blitze, stattdessen strahlender Sonnenschein, blaues Wasser und ein Stück baumbewachsenes Land im Meer, das dort eigentlich gar nicht sein durfte. Aber bevor er sich darüber weiter den Kopf zerbrechen konnte, sprang ihnen die Insel mitsamt ihrem undurchdringlich scheinenden Blätterdach förmlich entgegen und machte jeden weiteren Gedanken zur Makulatur.

Der nachfolgende Aufprall war fürchterlich.

Die Piper krachte so hart auf die Erde, dass LeGrand das Gefühl hatte, in der Mitte auseinanderzubrechen. Das Fahrwerk brach weg und der Rumpf schlitterte Funken sprühend über den Boden, bis ihn irgendetwas abrupt stoppte.

LeGrand knallte mit dem Kopf gegen das Fenster, danach versank die Welt in Dunkelheit.

\*

»Alles okay?«

Nachdem LeGrand die Augen aufgeschlagen hatte, bestand seine erste Tat darin, vorsichtig den Kopf zu betasten, um festzustellen, ob noch alles an Ort und

Stelle war.

Es war, wie er erleichtert feststellte.

Erst dann richtete er seinen Blick auf die Person, die ihn angesprochen hatte. Zu seiner Überraschung handelte es sich aber dabei weder um den Piloten noch um den glatzköpfigen Moreau. Es war Dubois, sein Assistent, der sich über ihn gebeugt hatte. Zwar immer noch etwas blass um die Nase, aber wenigstens ohne die Kotztüte.

»Was ist passiert?«, fragte LeGrand, nachdem er sich wieder aufgerappelt hatte.

»Bruchlandung«, sagte Dubois mit zitternder Stimme. Dann machte er eine weit ausholende Handbewegung.

Während er weiter redete, bemerkte der Archäologe den feuchten Schimmer in seinen Augen.

»Auch das noch«, stöhnte LeGrand.

Er kannte Dubois lange genug, um zu wissen, dass sein schwuler Assistent mal wieder dabei war, die Fassung, oder, wie dieser es auszudrücken pflegte, die Contenance zu verlieren.

»Totalschaden, schlimmer hätte es nicht mehr kommen können. Oh mein Gott, hier ist alles im Arsch, das Funkgerät, die Maschine, der Pilot ...«

LeGrand zuckte bei der Erwähnung von Garniers Namen unwillkürlich zusammen.

»Serge? Was ist mit ihm?«

»Ich glaube, er ist tot. Warum ...«

LeGrand sprang auf, packte seinen Assistenten am Arm und zerrte ihn bis in die Pilotenkanzel hinter sich her. Dort, im Durchgang zwischen Cockpit und Passa-

gierkabine, ließ er seinen Arm los und blickte sich betroffen um.

Den Anblick, der sich seinen Augen bot, konnte man tatsächlich nicht besser beschreiben als mit Dubois' Worten.

Wie sein Assistent so treffend gesagt hatte, war hier in der Tat alles im Arsch, und das war gelinde gesagt sogar noch untertrieben.

Die ganze Vorderfront der Maschine war ein einziges Trümmerfeld. Die Scheiben in der Kanzel nicht mehr existent, das Cockpit ein Durcheinander aus verformtem Kunststoff, verschmorten Kabelsträngen und verbogenen Metallteilen und in der Decke ein Loch, das groß genug war, um mit einem Pferd hindurch zu galoppieren.

Inmitten von diesem Chaos saß Serge Garnier reglos in seinem Pilotensessel. Ein spitz zulaufender, mehr als fingerlanger Metallsplitter hatte sich in Höhe des Kehlkopfes durch seinen Hals gebohrt und ihn regelrecht auf dem Sitz festgenagelt. Seine gebrochenen Augen starrten blicklos auf das Loch in der Decke.

Beinahe beiläufig registrierte LeGrand, dass Dubois hinter ihm zu schluchzen begann.

Er konnte es ihm nicht verdenken.

Die Maschine war Schrott, der Pilot tot und das Funkgerät nicht mehr funktionsfähig, ihre Situation war wirklich zum Heulen.

Aber selbst wenn er gekonnt hätte, nicht einmal dazu blieb ihm Zeit.

Denn im selben Augenblick, indem LeGrand dem Pi-

loten sanft die Augen schloss, stürmte Moreau in die Kanzel. Das Gesicht des Mannes war so weiß wie eine frisch gekalkte Wand.

Seine Augen waren vor Entsetzen aufgerissen und seine Stimme überschlug sich fast, während er ständig mit der Rechten über die Schulter hinweg auf die Einstiegs Luke der Passagierkabine deutete.

»Da ... da ...«

LeGrand blickte auf und legte die Stirn in Falten. Er konnte sich nicht erinnern, den Mann schon einmal derart konfus erlebt zu haben.

»Langsam, langsam, beruhigen Sie sich doch erst einmal, Moreau«, sagte er deshalb mit beschwichtigender Stimme. »Aus Ihrem Gestammel wird ja kein Mensch schlau. Was ist denn da?«

Statt einer Antwort drehte sich der Buchhalter abrupt wieder um und stürmte genauso vehement in den Kabinengang zurück, wie er gekommen war. LeGrand schüttelte den Kopf und folgte ihm. Hier drin gab es für ihn sowieso nichts mehr, was er tun konnte.

Garnier war tot, das Flugzeug Schrott und als Seelenröster für heulende Assistenten war er auch nicht der richtige Mann.

Inzwischen war Moreau an der Einstiegs Luke angekommen.

LeGrand verlangsamte seine Schritte und war gerade dabei, sich ein paar passende Worte zurechtzulegen, um dem vor wenigen Minuten noch so großspurig auftretenden Buchhalter den Kopf zu waschen, als dieser den selbigen drehte.

Angst stand in seinem Gesicht geschrieben.

Panische Angst.

LeGrand trat neben ihn und richtete den Blick in jene Richtung, in die Moreau aufgeregt mit der Hand zeigte.

Im gleichen Augenblick hatte der Archäologe das Gefühl, als ob eine eiskalte Hand über seinen Rücken glitt.

Vor ihnen, keine hundert Schritte von der Einstiegs-  
luke entfernt, zeichnete sich auf einem Hügel die Silhouette eines riesigen, schwarzgesichtigen Mannes ab. Er hielt ein unterarmlanges Steinmesser in der Hand und rief etwas in ihre Richtung, das sich anhörte wie das Bellen eines Hundes.

Obwohl LeGrand mit Drehu und Nengone die beiden am weitesten verbreiteten Dialekte auf Neukaledonien perfekt beherrschte und zusätzlich noch über ein gewisses Grundwissen an weiteren austronesischen Sprachen verfügte, verstand er nur Bruchstücke von dem Gebell des Eingeborenen.

Aber mehr war auch nicht nötig.

Kaum war der Mann nämlich verstummt, schien sich keine zehn Meter vor ihnen der Boden zu öffnen und spuckte mindestens zwei Dutzend nackte und bis an die Zähne bewaffnete Inselbewohner aus. Sie kamen scheinbar von allen Seiten, von links, von rechts, von oben und unten, von vorne und von hinten.

Bevor LeGrand auch nur blinzeln konnte, waren sie heran.

Eine Wolke aus ranzigem Fett, Schweiß und Holzrauch hüllte sie ein. Schwielige Hände griffen nach ih-

nen und bevor er und die anderen wussten, wie ihnen geschah, hatte man sie auch schon aus dem Flugzeug gezerrt und zu Boden gerissen.

LeGrand ließ das Treiben der nackten Wilden stoisch über sich ergehen, während sich Moreau unter lautem Brüllen mit Händen und Füßen dagegen wehrte.

Allerdings nicht lange.

Die scharf geschliffene Steinspitze eines Kurzspeers, die sein Leinenhemd wie warme Butter teilte und dabei auf seinem Oberkörper eine gezackte Linie hellroter Blutstropfen hinterließ, brachte ihn jäh zum Schweigen.

Dubois weinte lautlos.

Sekundenlang herrschte eine unwirkliche Stille, dann grunzte jemand einen harschen Befehl und die scheinbar undurchdringliche Wand der Wilden begann sich zu teilen.

LeGrand musste den Kopf nur minimal anheben, um zu erkennen, dass jetzt der riesige Mann, den er vorher auf dem Hügel ausgemacht hatte, direkt auf sie zukam.

Er war, wie die anderen Eingeborenen, bis auf eine Koteka, eine Art Penisfutteral, das mit einer Schnur rund um die Hüften befestigt war, ebenfalls völlig nackt.

Der Mann war auch aus der Nähe betrachtet ein wahrer Hüne.

Sein mächtiger Körper mit den breiten Schultern und den langen, muskulösen Armen maß in der Höhe bestimmt mehr als zwei Meter. Die Haut war entweder von Natur aus dunkel oder stark von Wind und Wetter

gebräunt. Das düstere, von dickem Kraushaar umrahmte Gesicht mit der riesigen Hakennase und den zwei dunklen Augen, die glühenden Kohlestücken ähnelten, sah fürchterlich aus.

Aber all das war nicht halb so entsetzlich wie die Kette, die er um den Hals trug.

Braune, verschrumpelte und halb verweste Menschenfinger reihten sich dicht an dicht auf einer aus Pflanzenfasern zusammengeflochtener Schnur aneinander. Die Haut der makabren Anhänger hatte sich im Lauf der Zeit so weit zurückgebildet, dass die Nägel wie Krallen aus den vertrockneten Fingerresten hervorragten.

Normalerweise war LeGrand nicht unbedingt das, was man einen gläubigen Christen nannte, dazu war sein Verhältnis als Archäologe zur Kirche viel zu kontrovers. Aber als der Hüne damit begann, ausgiebig seine Finger zu betrachten, erinnerte er sich plötzlich wieder an die ersten Gebete, die man ihm während seiner Schulzeit beigebracht hatte.

\*

Ein neuer Tag brach an.

Frühnebel hing in dichten Schwaden zwischen den westlichen Bergen der Chihuahua-Mountains. Die Luft war kalt und klamm und selbst in dem kleinen, windgeschützten Tal am südlichen Rand der Berge, wo sich die Adobelehmbauten einer Ranch an den Fuß der schroffen Felsausläufer duckten, war das Land hier

und da mit einer Eisschicht überzogen.

Auf dem Anwesen herrschte eine beinahe gespenstische Stille.

Das einzige Geräusch, das zu hören war, wurde von dem ständig auffrischenden Wind verursacht, der von den Bergen kam und, wenn es nach den Wünschen der Bewohner ging, hoffentlich bald Regen in das karge Land bringen würde.

Doch die Stille war nicht von langer Dauer, denn kaum drangen die ersten Sonnenstrahlen im Osten durch den Morgendunst, waren im Haupthaus Stimmen zu hören. Auf dem Hof bellte ein Hund, Hühner gackerten und im Stall schnaubten die Pferde.

Bevor der Rauch des ersten Morgenfeuers aus dem Kamin kroch, wurde die Haustür geöffnet und zwei Männer traten auf den Hof, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Cuca, der kleinere von ihnen, war ein älterer, magerer Yaquiindianer mit aschgrauem Haar, das ihm weit bis über die Schultern fiel. In seinem Stirnband steckte eine Adlerfeder und sein Oberkörper war mit Pflanzenfarben beschmiert, die irgendwelche heidnische Symbole darstellten. Überhaupt wirkte er im ersten Licht des neuen Tages eher wie ein Relikt aus den vergangenen Tagen der Indianerkriege, als wie ein Ranchbesitzer des 21. Jahrhunderts.

Der andere Mann, ein Europäer, war über einen Kopf größer. Er wirkte auf den ersten Blick hager, aber bei genauerem Hinsehen konnte selbst ein Außenstehender erkennen, dass sein ganzer Körper nicht ein einzi-



ges Gramm Fett aufwies, sondern nur aus gestählten Muskeln, Knochen und Sehnen zu bestehen schien.

Ein Umstand, den Tobias Salcher nicht nur seiner Polizeiausbildung zu verdanken hatte, sondern auch dem knochenharten Training der Paraforce-Behörde.

Obwohl es im Grenzgebiet zwischen Mexiko und Südtexas morgens selbst im Sommer empfindlich kalt war, trugen beide nichts weiter als Mokassins und Lendenschurz. Schweigend gingen sie auf einen nahen Hügel zu, auf dessen Kuppe sich zwei Grashütten an den Stamm eines riesigen Palo Verde Baumes schmiegen.

Kurz bevor sie die beiden primitiven Behausungen erreicht hatten, legte der Indianer Salcher seine Rechte auf die Schulter.

»Ich hoffe, du hast dir das Ganze genau überlegt? Denn von hier ab gibt es kein Zurück mehr; wenn du also immer noch bereit bist, dann folge mir.«

Tobias blieb einen Moment stehen und atmete tief durch. Dann nickte er und folgte Cuca, der sich inzwischen wieder von ihm abgewandt hatte und jetzt mit weit ausholenden Schritten auf die größere der beiden Hütten zuing.

Obwohl er Cucas Frage bejaht hatte, war er insgeheim immer noch voller Zweifel.

In den letzten Wochen und Monaten war viel auf ihn eingestürmt, beinahe zu viel für einen einzelnen Mann. Er war in Europa in einem Land aufgewachsen, in dem die Welt in Ordnung war, jedenfalls noch einigermaßen. Gewiss gab es auch dort Dinge wie Erpressung,

Mord und Raub, die seinen Alltag als Polizist bestimmten, aber inzwischen waren noch Monster, Geister und Dämonen hinzugekommen. Die Fragen nach dem Wieso oder Warum wurden ihm nur vage beantwortet, dafür waren aber immer neue dazugekommen.

Was hatte es mit seinem Amulett genau auf sich, warum wurde ausgerechnet er immer in Ereignisse verwickelt, die sich niemand erklären konnte?

Tobias ahnte, nein, er wusste es, und das bereits seit ihrem ersten Zusammentreffen, das ihm der Yaqui dazu mehr zu sagen hatte als die gesamte parapsychologische Abteilung seiner Behörde. Seine Spiritualität und das damit einhergehende magisch-mystische Denken, das besonders unter naturnah lebenden Kulturen sehr stark ausgeprägt war, versprach ihm mehr zu geben als alle wissenschaftlichen Erkenntnisse der modernen Welt zusammen.

Deshalb hatte er sich auf das Reinigungsritual des Yaqui eingelassen. Er wollte alle Zweifel abschütteln, in Geist und Körper frei sein von irgendwelchen Zwängen, um endlich sein Leben neu zu ordnen und so zu leben, dass er einen Sinn darin sah.

Als er die Hütte erreichte, in der Cuca gemeinsam mit ihm diese Zeremonie beginnen wollte, verharrte er und sah sich beinahe ehrfurchtsvoll um.

Neben dem Eingang hatte man zwei Speere in Form eines X in den Boden gerammt. Am Kreuzpunkt der beiden Lanzenschäfte war ein runder Schild befestigt, der mit Blitzen und anderen Symbolzeichnungen versehen war. An seinem unteren Rand waren Federn,

Glasperlen und getrocknete Vogelbälge angebracht. Der Boden selber war mit bunten Kreidezeichnungen verziert, in denen mehrere Knochen, unzweifelhaft Menschenknochen, steckten, und aus der schmalen Öffnung im Dach der Hütte stieg gelblicher Rauch.

Die ganze Szenerie wirkte irgendwie mystisch und geheimnisvoll.

Obwohl Tobias nicht den geringsten Schimmer hatte, was ihn hinter der bunt gewebten Decke erwartete, die den Eingang der primitiven Behausung verdeckte, schob er den Stoff nach einem kurzen Zögern entschlossen zur Seite und trat im Vertrauen auf den Yaqui über die Schwelle.

Drinne brannte ein kleines Feuer und die Luft war von einem süßlichen Rauch erfüllt, der ihm augenblicklich in Mund und Nase stieg. Seine Augen begannen zu tränen und er fühlte sich plötzlich seltsam ruhig und entspannt.

Tobias verharrte einige Sekunden, blinzelte und ging erst dann weiter, als sich seine Augen an den Rauch gewöhnt hatten.

Cuca saß hinter den Flammen und hielt zwei mit Perlen verzierte Rasseln in den Händen. Als er Tobias erblickte, befahl er ihm mit einer knappen Handbewegung, sich vor dem Feuer auf den Boden zu setzen.

Tobias kam der Aufforderung des Indianers ohne Zögern nach, obwohl seine Nerven inzwischen bis zum Zerreißen gespannt waren. Seine Knie berührten kaum den Boden, als Cuca augenblicklich damit anfangen zu singen. Seine Stimme übte bereits nach den ersten Stro-

phen des Liedes eine hypnotisierende Wirkung auf den Paraforce-Agenten aus.

Der Rauch schien dabei auch nicht ganz unschuldig zu sein.

Tobias fühlte sich plötzlich seltsam leicht und beschwingt, als würde er fliegen. Anders konnte er es nicht beschreiben.

Er wusste selbst Jahre später immer noch nicht, was mit ihm während des Rituals geschah. Er wusste nur, dass ihm seine Gedanken trotz der Ausbildung bei Paraforce nicht mehr gehorchten und er für mehrere Sekunden nicht mehr Herr seiner Sinne war.

Er erkannte noch, wie Cuca ein gelbliches Pulver in das Feuer warf und eine grelle Stichflamme aufzuckte.

Dann fiel er in eine Art Trance.

\*

Der monotone Gesang des Yaqui weckte ihn.

Tobias öffnete die Augen, blinzelte und sah sich um.

Er hatte das Gefühl, weit fort gewesen zu sein, in einer anderen Welt, wenn nicht sogar in einer anderen Dimension. Deshalb war er mehr als enttäuscht, als er den Kopf drehte und erkannte, dass er nur in der Hütte des Yaqui auf dem Boden lag.

Seine Enttäuschung legte sich erst, als sich Cuca erhob und auf ihn zukam.

»Steh auf!«, sagte der Indianer. Seine Stimme klang dabei gleichermaßen eigentümlich wie geheimnisvoll. »Es ist nicht mehr notwendig, dich einem weiteren Ri-

tual zu unterziehen. Du bist bereits rein in Leib und Seele. Warum hast du mir nichts von deinem magischen Amulett erzählt? Es hätte vieles einfacher gemacht.«

Unwillkürlich griff sich Tobias an die Brust.

Aber da war nichts. Das Amulett, das Cuca erwähnt hatte, lag im Haupthaus der Ranch in seinem Zimmer, genauer gesagt im Bett unter dem Kopfkissen. Aber woher zum Teufel wusste der Indianer davon?

Außer einem ausgewählten Personenkreis bei Paraforce gab es normalerweise niemanden, der von der Existenz dieses Amuletts wusste, das ihm seine Tante Kreszentia damals in Österreich nach dem Tod seiner Eltern vermacht hatte.

Zu jener Zeit hatte er sich noch keine Gedanken über das Amulett gemacht.

Er trug es zusammen mit einer Kette um den Hals, weil es die Tante, die seit dem mysteriösen Ableben beider Elternteile sein Vormund war, so wollte.

Er wurde sich seiner Bedeutung erst bewusst, als er bei der Sache mit dem Monster vom Lech mit der Paraforce-Organisation in Berührung kam.<sup>1</sup>

»Was ist mit dem Amulett, woher weißt du davon?«

Der Yaqui lächelte milde.

»Hast du vergessen, dass ich nicht nur Rancher, sondern auch ein Schamane bin?«

Bevor Tobias antworten konnte, redete Cuca weiter.

»Deine Götter, denen dieses Amulett geweiht ist, müssen groß und mächtig sein. Jeder, in dem nur ein

---

<sup>1</sup> Siehe Paraforce Band 6 – Die Stunde der Bestie

bisschen Glaube und Weisheit steckt, kann seine Kraft spüren. Es hat dich sicher schon oft vor dem Bösen gewarnt, selbst, wenn dieses im Verborgenen lauerte.«

Tobias nickte mechanisch, während ihm die Ereignisse um den Bluatschink in Österreich und den spanischen Hexen wieder in den Sinn kamen.<sup>2</sup>

»Jetzt weiß ich auch, warum du mich aufgesucht hast. Du bist auf der Suche.«

Cucas Mundwinkel verzogen sich zu einem wissen- den Lächeln, als er im Gesicht des Paraforce-Agenten ablesen konnte, das er mit seinen Worten ins Schwarze getroffen hatte.

Tobias hob den Kopf und setzte zum Sprechen an, doch der Indianer machte eine knappe Handbewegung, mit der er ihm gebot, zu schweigen.

»Hinterfrage nicht, was ich gesagt habe oder was ich weiß. Die Götter haben mir aufgezeigt, was zu tun ist. Es steht mir nicht zu, an ihrer Botschaft zu zweifeln, und dir auch nicht. Wir müssen es als gegeben hinnehmen. Doch jetzt genug davon, es ist bereits Mittag und ich bin hungrig. Wir reden nach dem Essen weiter.«

Tobias schwieg.

Nachdenklich folgte er dem Yaqui zurück ins Haus.

Aber bevor die beiden Männer dort ankamen, waren plötzlich Geräusche zu hören, die so gar nicht in die Stille und die Einsamkeit der Chihuahua-Mountains hineinpassen wollten.

Cuca zuckte zusammen und blickte sich unschlüssig

---

<sup>2</sup> Siehe Paraforce Band 6 – Die Stunde der Bestie und Band 19 – Der Fluch von Zugarramurdi

um, während Tobias den Lärm im Bruchteil einer Sekunde analysierte.

Er wusste sofort, was dieser Krach zu bedeuten hatte.

Ein Hubschrauber näherte sich ihnen!

Die Geräusche wurden lauter und im nächsten Augenblick tauchte ein Helikopter hinter einer Bergkuppe im Süden auf und flog direkt auf sie zu.

»Erwartest du Besuch?«, fragte Tobias.

»Nein, du etwa?«

Der Paraforce-Agent schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Das gefällt mir gar nicht«, sagte Cuca und wies auf die Gebäude seiner Ranch.

»Lass uns ins Haus gehen, dort sind wir auf jeden Fall in einer besseren Position als hier draußen.«

Der Indianer lief los, während der Hubschrauber wie eine zornige Hornisse über ihnen kreiste. Tobias zögerte, obwohl auch er sich beim Anblick des Helikopters eines mulmigen Gefühls nicht verwehren konnte. Er starrte einen Moment lang zum Himmel und blieb dann stehen. Ein kurzer Blick hatte genügt, um ihm zu verdeutlichen, dass eine Flucht sinnlos war.

Er legte den Kopf in den Nacken und streckte dem Hubschrauber in friedlicher Absicht beide Arme entgegen.

Aber nur für Sekunden, dann verzogen sich seine Lippen zu einem breiten Grinsen.

Das Logo von Paraforce, das auf der Unterseite des Hubschraubers prangte, war inzwischen nicht mehr zu übersehen.

Eine Viertelstunde später saßen sie alle zusammen im Ranchhaus um den Wohnzimmertisch herum. Cuca, der Hausherr, seine Frau, Tobias und die drei Männer der Hubschrauberbesatzung.

Einen davon kannte Tobias persönlich.

Der Paraforce-Agent zog den Kopf zwischen die Schultern und legte die Stirn in Falten.

Wenn Rajiv Singh, der wissenschaftliche Direktor der Behörde, persönlich erschien, war meistens Schluss mit lustig.

Wie brisant die Lage tatsächlich war, wurde Tobias im gleichen Moment klar, als der ansonsten höfliche und geduldige Inder das Wort übernahm, noch bevor er etwas sagen konnte.

»Wir müssen miteinander reden!«

»Eigentlich habe ich Urlaub«, erwiderte Tobias kühl.

»Urlaub nennen Sie das? Ich würde das eher als Ausstieg aus dem Berufsleben bezeichnen.«

»Das sagen Sie, aber wenn Sie einen Blick auf mein Zeitkonto werfen, werden Sie rasch feststellen, dass ich noch Anspruch auf einundvierzig Tage Urlaub besitze. Von den Überstunden will ich dabei noch gar nicht reden.«

Singh machte eine abwehrende Handbewegung. »Geschenkt, ich weiß, wie viel freie Tage Ihnen noch zustehen. Aber jetzt im Ernst, haben Sie wirklich die Absicht, so lange nicht mehr im Büro zu erscheinen?«

»Ja.«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«

Tobias wiegte nachdenklich den Kopf. »Ich muss mir



einfach über ein paar Dinge klar werden. So wie bisher kann es jedenfalls nicht weitergehen.«

»Wieso, was beschäftigt Sie?«

»Ich sehe gewisse Abläufe in meinem Leben seit einiger Zeit etwas anders. Ich beginne zu zweifeln, und das ist nicht gut. Zweifel sind in einem Job wie dem meinen tödlich.«

Singh legte die Stirn in Falten und senkte für einen Moment den Blick.

»Ich habe schon davon gehört. Stimmt es, dass Ihr Amulett der Grund dafür ist?«, fragte er schließlich und hob den Kopf.

Tobias bejahte die Frage mit einem stummen Nicken, worauf sich das Gesicht seines Vorgesetzten zusehends verdüsterte.

»Also doch«, erwiderte Singh. »Über diese Angelegenheit müssen wir natürlich reden, aber nicht jetzt. Ich fürchte, Ihre persönlichen Probleme müssen im Moment noch etwas warten.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Was glauben Sie wohl, warum ich nicht einfach ein paar Agenten nach Ihnen geschickt habe, um Sie zurück in die Zentrale zu holen, sondern selber hier erscheine?«

Tobias zuckte die Achseln.

Er wusste es nicht und es war ihm auch egal, und selbst wenn der Papst hier erschienen wäre, hätte das nichts an seinem Entschluss geändert. Aber dann sagte der Inder etwas, das seine ganzen Vorsätze ins Wanken brachte.

»Ich bin hier, um Sie davon zu überzeugen, dass Sie erneut einen Auftrag annehmen, und halt, bevor Sie jetzt Nein sagen, diesmal geht es nicht nur um Paraforce, diesmal geht es in der Hauptsache um einen Ihrer besten Freunde.«

Tobias verzog das Gesicht. »Wenn das ein Trick sein soll, um mich wieder ...«

»Kein Trick«, sagte Singh und hob lächelnd die Hände. »Ich schwöre es beim hausgemachten Mango-Relish meiner Frau.«

Tobias wusste, dass dieser Schwur keinesfalls so flapsig dahergesagt war, wie es vielleicht den Anschein hatte, denn die Gewürzzubereitung von Singhs Frau war schließlich Legende bei Paraforce.

Singhs Schmunzeln dauerte allerdings nur einen Augenblick, dann wurde er wieder ernst.

»Spaß beiseite, die Lage ist ernst. Es geht um Ihren Freund Steve Tanner. Wir haben Grund zu der Annahme, dass sein Leben in Gefahr ist, und um ehrlich zu sein, wir rechnen inzwischen sogar mit dem Schlimmsten.«

\*

Steve Tanner lag hilflos wie ein Käfer auf dem Rücken und blinzelte gegen die vielen bunten Sterne an, die wie wild vor seinen Augen hin und her tanzten. Das Blut rauschte in seinen Ohren und sein Kopf dröhnte, als hämmerten tausend tolle Teufel im Stakkato gegen die Schädeldecke.

Obwohl ihm der Gedanke, tatenlos herumzuliegen, absolut zuwider war, nahm er trotzdem all seine Willenskraft zusammen, um nicht doch aufzuspringen und sich umzusehen.

Er erwachte schließlich nicht zum ersten Mal aus einer Bewusstlosigkeit. Seine langjährige Erfahrung als Fallschirmspringer und Einzelkämpfer hatte ihm gezeigt, dass es nicht nur für seinen Kopf besser war, es danach erst einmal etwas langsamer angehen zu lassen.

Er zwang sich deshalb, weiterhin ruhig liegen zu bleiben und zu versuchen, flach zu atmen.

Und tatsächlich, die Schmerzen ebten ab und allmählich kam auch wieder die Erinnerung zurück. Der Auftrag, die Insel, die es eigentlich nicht geben durfte, und diese nackten Wilden, deren Anführer ihm nach der Notlandung mit dem Hubschrauber mit seiner Keule einen Scheitel gezogen hatte. Inzwischen lösten sich auch die roten, gelben und blauen Lichter vor seinen Augen wieder auf.

Trotzdem dauerte es noch geraume Zeit, bis er das Gefühl hatte, das Schlimmste überstanden zu haben.

»Na also«, brummte Steve schließlich, nachdem auch sein Atem wieder regelmäßig ging, und richtete sich auf.

Ein Fehler, wie er in der gleichen Sekunde feststellte.

Im selben Moment, als er den Oberkörper hochnahm, schlug ihm jemand mit einem Hammer auf den Schädel. Das Gefühl hatte er jedenfalls. Gleichzeitig kam der Schmerz zurück, aber diesmal nicht als stumpfes

Pochen, sondern derart jäh und stechend, dass er erneut bewusstlos wurde.

Minuten vergingen.

Als Steve dann das zweite Mal erwachte, lag er auf der Seite.

Jemand hatte ihm den Kopf in den Nacken gedrückt und die rechte Hand unter die Wange geschoben. Jemand, der es anscheinend gut mit ihm meinte, denn so war er nicht an seinem Erbrochenen erstickt, als er sich in seinem Dämmerzustand übergeben hatte.

Da er sich im Gegensatz zum ersten Mal, als er die Augen aufgeschlagen hatte, deutlich besser fühlte, drehte er sich langsam auf den Rücken.

»Soweit war ich schon zweimal.«

Sein Kopf ruckte instinktiv in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war.

Ein weiterer Fehler.

Steve war noch mitten in der Bewegung, als die Schmerzen wieder zurückkamen und auch sein Kopf erneut zu dröhnen begann. Aber wie es schien, hatte er das Schlimmste überstanden, seit er sich übergeben hatte, denn diesmal dauerte es nur wenige Augenblicke, bis die zuckenden Lichter vor seinen Augen verblassten und er wieder klar sehen konnte.

Als Erstes erkannte er ein rauchloses Feuer, das sich keine zwei Schritte von ihm entfernt befand. Der flackernde Schein brach sich an schroffen Felswänden und überzog die unmittelbare Umgebung mit einem blassen, orangefarbenen Licht.

Es war allerdings ziemlich klein gehalten, denn jen-

seits der Flammen herrschte bereits einen Schritt später absolute Finsternis.

Trotzdem reichte das Halbdunkel für Steve aus, um zu erkennen, dass er sich in einer Höhle befand und, was noch wichtiger war, dass er dort nicht alleine war.

Ein Gefühl der Erleichterung erfasste ihn, als er erkannte, dass die Stimme niemand anderem gehörte als Pete Spencer, dem grauhaarigen Paraforce-Agenten, den man ihm von der Zentrale aus als Unterstützung zur Seite gestellt hatte.

»Was meinst du damit? Zweimal bewusstlos gewesen oder zweimal gekotzt?«, fragte Tanner mit schwerer Stimme.

Spencer lachte gequält. »Beides, aber lassen wir das, ich bin froh, dass du noch unter den Lebenden weilst.«

»Wie lange war ich bewusstlos?«

Tanners Partner zuckte mit den Schultern. »Das erste Mal vom Gefühl her mindestens eine Stunde, das zweite Mal keine zehn Minuten.«

Steve bleckte die Zähne und sah sich etwas genauer um.

»Wo ist eigentlich Conelly, unser Pilot?«

»Keine Ahnung, als ich wieder zu mir kam, war er bereits nicht mehr da. Ich habe seither auch nichts mehr von ihm gehört oder gesehen. Verdammte, Steve, wo sind wir hier gelandet?«

Tanner kam nicht mehr dazu, ihm zu antworten.

Das Geräusch nackter Fußsohlen, die im Gleichschritt auf den felsigen Boden der Höhle klatschten, drang an sein Ohr.

Sekunden später schälten sich die Umrisse mehrerer Eingeborener aus der Dunkelheit.

Obwohl sie im schwachen Licht des Höhlenfeuers irgendwie alle gleich aussahen, war sich Steve sicher, dass es dieselben Männer waren, die sie nach ihrer Landung auf der Insel überfallen und gefangen genommen hatten.

Zwei von ihnen postierten sich neben dem Feuer, drei weitere zwischen ihm und Spencer.

Ihre schrillen Stimmen brachen sich als tausendfaches Echo an den Felswänden.

Das Geschnatter erinnerte Steve an eine Gänseschar, die zum Wasser getrieben wurde.

Der Eingeborene, der ihnen am nächsten stand, schien dabei der Wortführer zu sein. Der Wilde war ein schwächtiges, dürres Kerlchen mit einem hässlichen, vernarbten Gesicht.

Seine Stimme klang wie das Meckern eines gereizten Ziegenbocks.

Obwohl Steve kein einziges Wort von dem verstand, was er von sich gab, verriet ihm der Tonfall des Mannes, dass dieser über irgendetwas höllisch verärgert war. Den Blicken nach, die er ihm und Spencer dabei zuwarf, galt dieser Ärger unzweifelhaft ihnen.

Er redete schnell und kehlig, während er ständig zwischen ihnen und seinen Stammesbrüdern hin und her sprang. Dabei fuchtelte er wie ein Verrückter mit seinen knöchigen Armen in der Luft herum. Er redete sich dabei so in Rage, dass er sein Keifen selbst dann nicht unterbrach, als sich ein weiterer Schatten aus der Dun-

kelheit des Höhleninneren schälte.

Steve zuckte unmerklich zusammen, als er die Gestalt erkannte, die sich ihnen fast lautlos näherte. Der Mann war niemand anderes als jener hünenhafte Krieger, der ihn bei ihrer Gefangennahme mit seiner Keule bewusstlos geschlagen hatte.

Obwohl sein Erinnerungsvermögen im Moment noch etwas in Mitleidenschaft gezogen war, die Kette aus Menschenfingern, die der Wilde um den Hals trug, war ihm dennoch deutlich im Gedächtnis haften geblieben.

Der Mann blieb schweigend neben dem Feuer stehen und wartete, bis der Dürre seine Hasstiraden unterbrach, um nach Luft zu schnappen.

Dann sagte er etwas zu ihm.

Er redete nicht viel, doch was immer es auch war, seine Gestik und die Tonlage machten auch einem Außenstehenden klar, wer hier etwas zu sagen hatte, und ließen den anderen augenblicklich verstummen.

Danach wandte sich der Hüne den restlichen Männern zu und bellte ein paar Worte, die sich wie ein Befehl anhörten. Obwohl Steve keine Silbe davon verstand, ahnte er, was der Mann gesagt hatte, nachdem sie einer der Eingeborenen mit hektischen Gesten dazu aufforderte, die Arme vorzustrecken. Während er die Paraforce-Agenten mit seinem Speer in Schach hielt, trat ein anderer seiner Gefährten vor und fesselte ihre Hände und Füße mit einem Strick zusammen. Anschließend schlang er einen weiteren um ihren Hals und verband diesen danach so eng mit den Fesseln an

ihren Händen und Fußknöcheln, dass sie nur noch trippelnde Schritte machen konnten.

»Langsam komme ich mir vor wie ein Geschenkpaket, jetzt fehlt nur noch die Schleife«, flüsterte Spencer.

Tanner verzichtete auf einen Kommentar, nachdem einer der Eingeborenen seinem Partner als Reaktion für seine Worte mit dem Lanzenschaft auf die Schulter klopfte. Dann fuchtelte er mit der Waffe in der Luft herum und deutete an, dass sie endlich loslaufen sollten.

Wobei laufen definitiv das falsche Wort war, denn die Fesseln waren so straff angebracht, dass ihr Vorwärtkommen eher einem Hüpfen ähnelte oder dem Trippeln, das man an den Tag legte, wenn man dringend ein gewisses Örtchen aufsuchen musste.

Sie kamen deshalb nur langsam voran.

*Wie im Schneckentempo*, dachte Steve, der bereits nach wenigen Minuten den Eindruck hatte, als würden sie überhaupt nicht von der Stelle kommen.

Die Dunkelheit der Höhle, die nur vom Feuerschein einiger Fackeln erhellt wurde, tat ein Übriges dazu.

Nachdem etwa eine Stunde vergangen sein musste, so sagte es ihm jedenfalls sein Zeitgefühl, schienen sie noch keine Meile weit gekommen zu sein.

Trotzdem wurde ihr Weg, der sich anscheinend endlos hinzuziehen schien, langsam zur Qual.

Unentwegt trieb man sie durch die Höhle, ohne eine einzige Rast einzulegen. Sobald einer von ihnen auch nur für einen Moment verharrte, sorgten die Wilden mit ihren Speerspitzen dafür, dass es sofort weiter ging.



Steve biss mehr als einmal die Zähne zusammen und seinem Partner erging es nicht besser.

Die beiden hatten außer einem gewaltigen Brummschädel noch zusätzlich mit den widrigen Sichtverhältnissen zu kämpfen. Immer wieder stieß sich einer von ihnen an einem hervorstehenden Felsstück oder knallte mit dem Schienbein gegen etwas, das vor ihnen auf dem Weg lag und das sie im Halbdunkel nicht rechtzeitig erkannt hatten.

Schon bald waren ihre Kleider nur noch Fetzen und sie selber mit Dutzenden von blauen Flecken und blutenden Risswunden übersät. Spencer wurde immer schweigsamer und starrte nur noch auf den Weg, der vor ihm lag, um dem nächsten Zusammenstoß mit einem Stein oder einer versteckten Bodenfalte zu entgehen. Er ahnte offenbar auch, dass es ihren Tod bedeutete, wenn sie in eine der Vertiefungen traten und sich dabei den Fuß verstauchen oder – noch schlimmer – brechen würden.

Steve versuchte sich trotz allem immer wieder einige markante Punkte einzuprägen. Er war sicher, dass sich dieses Wissen bei einer Flucht als sehr wertvoll erweisen konnte. Deshalb war er mehr als überrascht, als sich kurze Zeit später ihre Umgebung innerhalb weniger Yards schlagartig veränderte. Aus der dunklen, muffigen Höhle wurde binnen Sekunden das Tor zu einer anderen Welt.

Der Pfad wurde plötzlich im gleichen Maß breiter wie das Licht vor ihnen heller.

Steve zögerte kurz, spannte die Muskeln und starrte

nach vorne, wo anstatt Dunkelheit plötzlich gleißendes Sonnenlicht herrschte. Die Luft, die ihm entgegen schlug, hatte nichts mehr mit der feuchtkalten Höhle zu tun, die Steve an einen Friedhof erinnerte, sondern gab ihm das Gefühl, sich stattdessen in einem Gewächshaus wiederzufinden.

Sein Blick wurde starr.

Sie waren entgegen seinen Befürchtungen doch irgendwie vorangekommen und hatten das hintere Ende der Höhle erreicht. Dort schlängelte sich ein sanft abfallender Pfad ungefähr zwei Meilen lang serpentinenartig nach unten, um sich danach in einem weitläufigen, grünen Tal voller dichtblättriger Bäume, gigantischer Palmfarne und undurchdringlich wirkendem Unterholz zu verlieren.

Dichte Dunstschwaden trieben über einen üppigen Dschungel, der von allen Seiten von schroffen Bergen umgeben war, die scheinbar bis in den Himmel ragten.

Von ihrem erhöhten Standort aus wirkte der Dschungel auf Steve wie eine grüne Insel, umgeben von einer riesigen Mauer aus grauem, kaltem Felsgestein.

»Himmel«, keuchte Spencer, während er staunend auf die Szenerie unter sich starrte. »Das wird ja immer verrückter. Erst landen wir auf einer Insel, die auf keiner Karte verzeichnet ist, dann steckt man uns in eine Höhle, in der es so finster ist wie im Arsch eines Bären, und jetzt stehen wir vor einem Dschungel, gefangen von einer Horde von Wilden, die offensichtlich Spaß daran haben, sich aus den Fingern ihrer Mitmenschen Ketten zu basteln. Was kommt wohl als Nächstes?«

Steve zuckte mit den Schultern. Er wusste es nicht, aber er hätte viel darum gegeben, es zu erfahren.

\*

»Hgun!«

Die schroffe Stimme des Eingeborenenführers riss Steve Tanner jäh aus seinen Gedanken. Als er aufblickte, sah er zu seinem Erstaunen, wie die Wilden beim Anblick des Dschungels augenblicklich ihre Waffen ablegten, sich niederknieten und die Stirn auf die Erde drückten.

Dabei murmelten sie ständig irgendwelche abgehackte klingende Worte vor sich hin. Erst leise, kaum hörbar, dann immer lauter, bis sie fast brüllten.

»Puyathak, e-hak – ke, Puyathak«

Was es auch zu bedeuten hatte, es veranlasste ihre Bewacher zu einer Art Gebetszeremonie, die so heilig sein musste, dass sie alles um sich herum vergaßen.

Eine Tatsache, die Tanner im Bruchteil einer Sekunde erfasste und die sein Herz vor Aufregung beinahe schmerzhaft pochen ließ.

Er wartete noch einen Augenblick, bis er sicher war, dass die Wilden mit jeder Sekunde tiefer in ihrem Gebet versanken, dann hüpfte er vor, schnappte sich eines der am Boden abgelegten Steinmesser und rieb seine Fesseln an der scharfen Klinge, bis die Stricke aufplatzten.

Spencer, der ihm nacheiferte, entledigte sich seiner Fesseln beinahe im selben Moment.

Steve blickte sich schnell um.

Anscheinend hatte niemand von den Eingeborenen mitbekommen, dass es ihnen gelungen war, sich zu befreien. Sie drückten ihre Gesichter jedenfalls weiterhin in den Dreck und murmelten dabei ununterbrochen irgendwelche heidnischen Beschwörungen.

Keiner von ihnen hatte ein Auge für sie.

Warum auch?

Irgendwie konnte Steve ihre Sorglosigkeit verstehen.

Was konnte schon groß passieren?

Sie befanden sich auf einer Insel mitten im Meer und besaßen nichts außer den Kleidern, die sie auf dem Leib trugen. Sie kannten weder das Land, noch waren sie bewaffnet, während diese Wilden in der Überzahl waren und sich hier so gut auskannten, dass sie wahrscheinlich jeden Grashalm mit Vornamen anredeten.

Normalerweise war in ihrer Lage jeder Fluchtversuch sinnlos.

Normalerweise, aber er und Pete waren Paraforce-Agenten, und diese Gebetszeremonie war für beide fast so etwas wie eine Steilvorlage.

Steve holte tief Luft, schloss seine Rechte fester um das Steinmesser, mit dem er sich seiner Fesseln entledigt hatte, und packte Spencer mit der Linken am Arm.

Dann deutete er mit vorgerecktem Kinn nach links.

Sein Partner nickte entschlossen und schnappte sich ebenfalls eines der Messer. Nach einem letzten Blick auf die betenden Eingeborenen schlichen sie, so leise sie konnten, in das Dunkel des angrenzenden Dschungels.

Kaum hatte sie das Unterholz verschluckt, begannen sie zu rennen.

Zweige peitschten ihnen ins Gesicht, Dornengestrüpp riss und zerrte an ihren ohnehin schon zerfetzten Kleidern und immer wieder stolperten sie über irgendwelches Wurzelwerk oder Äste, die überall auf dem Boden lagen.

Sie hatten noch keine Meile zurückgelegt, als die Luft immer wärmer und der Pflanzenwuchs entlang ihres Weges zunehmend dichter wurde. Doch obwohl die beiden Paraforce-Agenten jeden Moment damit rechnen mussten, dass die Wilden ihre Flucht entdeckten, wurden ihre Schritte langsamer, je tiefer sie in den dampfenden Dschungel eintauchten.

Ständig blieben die beiden Männer stehen.

»Verdammt, Steve«, sagte Spencer schließlich und blickte sich fragend um. »Du kannst mir sagen, was du willst, aber irgendetwas stimmt hier nicht.«

»Du hast recht, ich frage mich auch schon die ganze Zeit, was hier vor sich geht.«

Tanner zog den Kopf zwischen die Schultern und blickte sich vorsichtig um.

Die Stille auf dem Waldpfad war so vollkommen, dass sich jeder ihrer Schritte auf dem weichen, moosbewachsenen Untergrund des Bodens geradezu unnatürlich laut anhörte.

Jedenfalls kam es den Männern so vor.

Doch das war nicht das einzige Ungewöhnliche an ihrer Umgebung.

Obwohl sie sich mitten in einem Dschungel befanden

und auf dem Pfad vor ihnen überall Spuren von Tieren zu sehen waren, ließ sich kein einziges davon blicken. Kein Reptil, kein Vogel oder Vierbeiner, der auf Beutezug war oder zur Tränke ans nächste Wasserloch zog.

Sogar die allgegenwärtigen Moskitos waren verschwunden.

Aus irgendeinem Grund schien alles Leben diesen Teil des Dschungels zu meiden.

Es schien, als hielte selbst die Natur den Atem an.

Doch was es auch war, Steve kam nicht mehr dazu, sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen, denn im nächsten Moment überschlugen sich die Ereignisse.

Irgendwo vor ihnen im Dschungel ertönte die kreischende Stimme einer unbekanntes Kreatur.

Unglaublich laut und schrill.

Eine Stimme, die von einer derartigen Bösartigkeit durchsetzt war, dass es den Männern eiskalt über den Rücken lief.

»Verdammt, Steve, was zur Hölle war das?«, fragte Spencer erschrocken.

»Keine Ahnung.«

Tanner hatte kaum ausgesprochen, als es auch schon hinter ihnen laut wurde.

Wilde Schreie drangen aus dem Unterholz.

Die beiden Männer mussten keine Hellseher sein, um zu wissen, dass die Eingeborenen das Gebet beendet und ihr Verschwinden entdeckt hatten.

»Scheiße«, zischte Spencer. »Und was machen wir jetzt?«

»Was wohl, rennen natürlich, oder willst du hier war-

ten, bis uns die Wilden eingeholt haben?«

Spencer stieß einen gotteslästerlichen Fluch aus und folgte seinem Partner, der inzwischen über den Dschungelpfad hetzte, als ob sich der Teufel persönlich auf ihre Fährte gesetzt hatte.

\*

»Steve?« Tobias musste sich beherrschen, um nicht sofort aufzuspringen. »Was ist mit ihm?«

»Keine Ahnung, wir wissen zwar noch nichts Genaueres, aber wie es den Anschein hat, steckt er in Schwierigkeiten. Dabei war der Job, der ihm übertragen wurde, eigentlich nur eine reine Routineangelegenheit.«

»Was für ein Job?«

»Nichts Besonderes. Monsieur Baptiste hatte dieser Tage lediglich einen, sagen wir mal, Spezialauftrag zu vergeben. Nachdem Sie nicht zur Verfügung standen, hat er sich stattdessen für Tanner entschieden. Ihr Freund hat den Auftrag angenommen und ist daraufhin sofort aus New York abgereist, das ist alles. Das Problem ist, das wir seither nichts mehr von ihm gehört haben, obwohl ihm Kommunikationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, die technisch so hochmodern sind, dass selbst manche Staaten im alten Europa nur davon träumen können«, sagte Singh.

Obwohl seine Stimme nüchtern und emotionslos klang, glaubte Tobias einen leisen Vorwurf herauszuhören, der wohl ihm galt.

»Das ist alles?«, wollte der Österreicher wissen, ob-

wohl er sich geschworen hatte, sich nicht mehr für die Belange von Paraforce zu interessieren, jedenfalls solange er mit sich noch nicht im Reinen war.

»Sorry, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Steve wegen so einer Bagatelle, wie Sie sagen, in derartige Schwierigkeiten geraten ist. Also raus mit der Sprache, was für ein Job war das wirklich?«

Der wissenschaftliche Direktor der Paraforce-Behörde machte eine resignierende Handbewegung.

»Eigentlich nichts Besonderes, ehrlich, nur ein Routineauftrag. Jedenfalls haben wir das bisher gedacht. Er ist zusammen mit Pete Spencer nach Neukaledonien geflogen, um dort vom Flughafen Lifou aus die umliegenden Loyalitätsinseln nach Professor LeGrand abzusuchen. Der Wissenschaftler soll angeblich während eines Forschungsfluges in diese Gegend unter mysteriösen Umständen verunglückt sein.«

»Was verstehen Sie unter mysteriös?«

»Nun, wie würden Sie es nennen, wenn ein Kleinflugzeug wie eine Piper bei strahlendem Sonnenschein zu einem Routineflug ansetzt und sich keine Stunde später plötzlich im Auge eines Zyklons befindet, der bis dato auf keiner Wetterkarte verzeichnet war? Mysteriös ist das Ganze erst recht, wenn man weiß, dass dieser Sturm seltsamerweise nur im Umkreis von einer halben Meile um eben jenes Flugzeug herum zu existieren schien.«

»Das ist in der Tat seltsam«, musste Tobias ehrlicherweise zugeben.

»Aber das ist noch nicht alles«, behauptete Singh.



»Auf den Radarschirmen der Flugüberwachung waren außer der Maschine gleichzeitig die Umrisse einer Insel zu sehen, und zwar an einer Stelle, wo eigentlich nichts als Wasser sein sollte. Außerdem wurde der gesamte Funkverkehr massiv gestört. Das Ganze dauerte allerdings nur wenige Minuten, danach hatte es den Anschein, als hätte es weder den Zyklon noch das Flugzeug oder diese seltsame Insel gegeben. Es war, als hätte sich LeGrand mitsamt der Piper und seinem Team in Luft aufgelöst.«

Tobias runzelte die Stirn. »Sagten Sie LeGrand?«

»Ja, warum?«

»Irgendwie kommt mir der Name bekannt vor, ich kann ihn im Moment nur noch nicht richtig zuordnen.«

»Jean-Pierre LeGrand war, oder besser gesagt, ist ein Archäologe. Ich sage deshalb *ist*, da sein Tod offiziell noch nicht bestätigt wurde.«

»Archäologe?«, erwiderte Tobias erstaunt. »Was zum Teufel ist an einem Mann, der auf Knien durch den Sand robbt, um mit Eimerchen und Schaufel versunkene Ruinen auszugraben, denn so interessant? Vor allen Dingen, warum interessiert sich ausgerechnet Paraforce für so einen Grabräuber?«

Singh machte ein Gesicht, als hätte er eine schleimige Kröte verschluckt.

»Lassen Sie das bloß nicht Monsieur Baptiste hören, schon gar nicht das letzte Wort. Unser Chef ist nicht nur ein Landsmann von LeGrand, sondern war auch einmal für ein Semester ein Studienkollege des Professors.«

»Der Boss hat Archäologie ...«

»Monsieur Baptiste hat mehr, als Sie denken«, unterbrach Singh den Österreicher. »Außerdem interessiert er sich für LeGrands Prä-Astronautik-Thesen.«

Tobias schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, dass es nur so klatschte.

»LeGrand, natürlich, dass ich da nicht gleich darauf gekommen bin. Das ist doch dieser Franzose, der vor Jahren einmal mit dem verrückten Schweizer Däneken ...«

»Däniken, Erich von Däniken«, berichtigte ihn Singh.

»Sag ich doch, also mit diesem Däneken irgendwelchen pseudowissenschaftlichen Quatsch veröffentlicht hat, wonach Außerirdische die Erde besiedelt und der Menschheit ihr Wissen zur Verfügung gestellt haben sollen. Soviel ich weiß, wurden diese Theorien aber in den letzten zwanzig Jahren von so gut wie allen wissenschaftlichen Instituten klar widerlegt. Ich kann mir daher nicht vorstellen, dass Baptiste so einen Schwachsinn unterstützt.«

Singh verzog sein Gesicht, als hätte er soeben eine zweite Kröte verschluckt.

»Er unterstützt ihn auch nicht«, sagte der wissenschaftliche Direktor von Paraforce. »Er interessiert sich lediglich für LeGrands Ansichten.« Dann beugte er sich über den Tisch und brachte sein Gesicht so nahe an das von Tobias, dass sich ihre Nasen fast berührten.

»Und jetzt hören Sie mir genau zu, denn ich erzähle Ihnen das nur einmal, und Gnade Ihnen Gott, wenn das nicht unter uns bleibt.«

Tobias zog den Kopf zwischen die Schultern.

Seine Haltung versteifte sich jäh. Er konnte sich nicht entsinnen, den wissenschaftlichen Direktor jemals so ernst erlebt zu haben.

»Der Fall war bis vorgestern eigentlich gar kein richtiger Fall, sondern eher so etwas wie ein Freundschaftsdienst unter Männern. LeGrand hat unserem Boss einmal das Leben gerettet, fragen Sie mich bitte nicht, warum und weshalb, es ist einfach so. Jetzt ist der Professor irgendwo in Neukaledonien verunglückt und kein Schwein interessiert es. Ich kann es den Leuten dort allerdings auch nicht verdenken, man hat in diesem Land ganz andere Sorgen und das schon seit Jahren. Das Gebiet steht noch unter französischer Verwaltung. Die Ureinwohner versuchen seit einer halben Ewigkeit, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, inzwischen leider mit zunehmender Gewalt. Dazu kommt der Wirbelsturm Erica, der vor einigen Jahren fast das ganze Land verwüstet hat und dessen Schäden heute noch nicht alle beseitigt sind. Außerdem grassiert momentan wie jedes Jahr wieder einmal das Dengue-Fieber auf der Insel. Diesmal scheint es aber besonders schlimm zu sein. Nach inoffiziellen Berichten sind inzwischen bereits mehr als neuntausend Menschen erkrankt. Da fällt das Schicksal eines Einzelnen, der zudem auch noch Franzose ist, kaum ins Gewicht. Jedenfalls versuchte unser Chef, mit seinen Beziehungen LeGrand ausfindig zu machen, um sich so bei ihm zu revanchieren. Ich hoffe, jetzt verstehen Sie, warum ich so sehr darauf bestehe, dass diese Geschichte unter uns bleibt.«

»Natürlich, es gibt schließlich genug Neider, die Monsieur Baptiste seinen Posten nicht gönnen. Dabei hat er eigentlich nichts Ungesetzliches getan, er hat aus seiner Position heraus lediglich versucht, einem Freund zu helfen. Er hat also wie ein Mensch gehandelt und nicht wie einer dieser Paragrafenreiter aus der Behörde. Das ist auch der Grund, warum ich den Chef so respektiere.«

»Nicht nur Sie, fast alle seine Mitarbeiter würden für ihn durchs Feuer gehen.«

Tobias Miene verdüsterte sich schlagartig. »Ich weiß, aber wie Sie richtig gesagt haben, eben nur fast. Deshalb wundert es mich, dass Monsieur Baptiste trotzdem keine Schwierigkeiten mit irgendwelchen übergeordneten Stellen bekommen hat. So, wie ich unseren Laden kenne, ist inzwischen doch garantiert schon durchgesickert, dass er Paraforce einsetzt, um einem alten Freund aus der Patsche zu helfen.«

»Vielleicht, aber es wird seinen Gegnern nichts mehr nützen, da LeGrands Theorien von außerirdischem Leben genau in das Ermittlungsraster unserer Behörde fallen.«

»Aber es ist doch inzwischen bewiesen, dass dies alles nur Humbug ist.«

»Das schon, aber durch dieses Wetterphänomen und die komische Insel hat sich die Sachlage schlagartig verändert«, erwiderte Singh und sagte, als er sah, dass Tobias erstaunt die Augen aufriß: »Hinzu kommt noch, das LeGrand neue Beweise für seine Thesen vorweisen wollte, und wie ich gehört habe, soll es diesmal

was Handfestes sein.«

»Darf ich fragen, was Sie und Baptiste dazu veranlasst, den Hirngespinsten des Archäologen diesmal mehr Glauben zu schenken als damals?«

»Nun«, erwiderte Singh süffisant, »wir denken, dass es sich um mehr als nur Hirngespinnste handeln dürfte, wenn aufgrund dieser neuen Beweise selbst eine so alt-ingesessene und seriöse Institution wie die Universität Lumière in Lyon ihren Rechnungsprüfer losschickt, um abzuklären, wie viel Geld LeGrand für seine neuen Forschungen benötigt.«

\*

Der Airport von Magenta war der einzige Ort in Neukaledonien, von dem man aus per Flugzeug ins Landesinnere gelangen konnte, oder zu einer der benachbarten Inseln wie Lifou oder Mare. Trotz seiner strategisch wichtigen Lage besaß der Flughafen nur eine Landebahn, die knapp eine Meile in der Länge und etwa dreißig Fuß in der Breite maß.

Die Anzahl der jährlich abgefertigten Passagiere tendierte inzwischen zwar in Richtung einer halben Million, aber dennoch wirkte immer noch alles irgendwie provinziell und einfach.

Die Eingangshalle hatte, außer den beiden Flugschaltern der Air Caledonie Koumac und einer Handvoll Shops und Souvenirläden, nicht gerade viel zu bieten, wenn man von den wenigen Schnellrestaurants und Getränkeautomaten absah.

Wohin der Blick auch ging, überall nur kahle Wände, gefliester Boden und jede Menge unbequemer Metallstühle, die im kalten Licht der Neonröhren nicht besonders einladend wirkten. Kurz gesagt, der Provinzflughafen war alles andere als ein Hort von Service und Bequemlichkeit und die hereinbrechende Dunkelheit tat ein Übriges dazu, das Ganze noch eine Spur trostloser wirken zu lassen.

Im Gegensatz zu den beiden aufgetakelten amerikanischen Millionärsdamen, die beim Anblick der Einfachheit ihrer Umgebung affektiert mit ihren parfümgetränkten Taschentüchern in der Luft herumwedelten, nahm Tobias das Ganze gelassen.

Warum sollte er sich auch aufregen?

Zum einen ging sein Flieger nach Lifou bereits in der nächsten Stunde und zum anderen konnte er an den Umständen in der ihm noch verbleibenden Zeit seines Aufenthalts sowieso nichts ändern.

Tobias versuchte deshalb, anders als die zwei hysterischen Amerikanerinnen, deren Geschrei die Flughalle bis in den hintersten Winkel erfüllte, aus seiner Situation das Beste zu machen.

Er investierte einen Dollar in einen Becher Kaffee aus einem der umstehenden Automaten und setzte sich danach auf den erstbesten jener unbequemen Stühle der Eingangshalle, deren Form und Sitzfläche wohl jeden Orthopäden die Hände über den Kopf hätte zusammenschlagen lassen.

Nach einem kurzen Rundumblick spitzte er die Lippen und nippte vorsichtig an seinem Kaffee. Er hatte

keine Lust, sich bereits beim ersten Schluck den Mund zu verbrennen, denn die schwarze Brühe war so heiß, dass er den Pappbecher ständig von einer Hand in die andere wechseln musste, weil er ihn sonst hätte fallen lassen.

Dennoch harrte er der Dinge, die da kommen sollten. Dabei schalt er sich in Gedanken zum wiederholten Mal einen Narren.

Es war noch keine zwei Wochen her, als er nach dem Abschluss der Chupacabrageschichte alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, um mithilfe des Yaquischamanen endlich Licht in das Dunkel seines Lebens zu bringen und vor allen Dingen die Bedeutung seines Amuletts zu klären. Das erste Ritual zur Selbstfindung lag bereits hinter ihm, also was zum Teufel hatte er jetzt hier, am anderen Ende der Welt, zu suchen?

War es Paraforce gelungen, ihn zu überreden, doch wieder weiterzumachen, oder ...

*Tanner, signalisierte ihm sein Unterbewusstsein, bevor er den Gedanken zu Ende bringen konnte, du bist hier, weil dein bester Freund in Schwierigkeiten steckt.*

Ein schmales Lächeln umspielte die Lippen des Österreichers, als er an Steve denken musste.

Obwohl sie sich nicht öfter als vier- oder fünfmal im Jahr sahen, hatte sich zwischen ihnen eine tiefe Freundschaft entwickelt.

Es lag nicht nur daran, dass sie fast dieselben Interessen hatten, sondern sich auch in ihrem Wesen wie Brüder ähnelten.

Als er einen weiteren Schluck von dem heißen Ge-

bräu genommen hatte und wieder aufschaute, bemerkte er, wie die beiden Millionärinnen, die sich immer noch abfällig und vor allem lautstark über den fehlenden Komfort ausließen, langsam auf den Ausgang des Flughafens zusteuerten.

Tobias schüttelte den Kopf.

Er kannte zwar weder die Frauen noch ihre finanziellen Verhältnisse, aber in ihrem Auftreten spiegelte sich so ziemlich jedes Klischee wider, das ihm in den Sinn kam, wenn er an ältere und offensichtlich gut betuchte Amerikanerinnen dachte, die alleine in der Weltgeschichte herumreisten.

Die zwei steckten in Kleidern, die zwar dem neuesten Stand der Mode entsprachen, allerdings für Personen, die etwa zwanzig Lenze weniger zählten. Dazu waren die beiden mit Ringen und Ketten behängt, dass selbst ein geschmückter Weihnachtsbaum vor Neid erblasst wäre, und die Schminke, die ihre Falten verdeckte, kostete monatlich garantiert genau so viel wie sein Apartment im Herzen von Manhattan. Das Einzige, was noch zur Komplettierung ihres Erscheinungsbildes fehlte, wäre ein faustgroßes, kläffendes Schoßhündchen gewesen, wie es bei dieser Art von Damen gerade Mode war.

Doch die beiden wussten sich auch ohne fünfzig Gramm Hund in Pose zu werfen.

Sie hatten inzwischen die gläsernen Ausgangstüren erreicht und orientierten sich in Richtung Taxistand, als sich ihnen von vorne ein Mann näherte.

Für einen Flughafen, der stündlich von Dutzenden



von Menschen aus aller Welt frequentiert wurde, eigentlich eine ganz alltägliche Situation, trotzdem brach Tobias plötzlich der Schweiß aus allen Poren und daran waren weder die beiden Grazien noch der heiße Kaffee schuld.

Er hob den Kopf, blinzelte und musterte den Mann noch einmal.

Es gab keinen Zweifel.

Der Mann, der in diesem Moment auf die Frauen zukam, war niemand anderes als Jean-Pierre LeGrand. Tobias kannte sein Gesicht durch die Fahndungsfotos inzwischen auswendig.

Trotzdem zuckte er zusammen.

Er hatte den Archäologen aufgrund der Bilder als einen durchtrainierten, braun gebrannten und lebenslustigen Endfünfziger in Erinnerung, aber das, was er jetzt sah, erinnerte ihn eher an eine wandelnde Leiche.

LeGrand war abgemagert bis auf die Knochen. Sein Gesicht war totenbleich, als wäre er erst vor Kurzem von einer langen, schweren Krankheit genesen. Außerdem bewegte sich der Mann so steif wie eine Marionette.

Dann sah Tobias die unnatürlich geweiteten Augen des Mannes.

Unwillkürlich richtete er sich auf und stellte den Kaffeebecher hinter sich auf den Stuhl.

Tobias war gerade im Begriff, sich wieder LeGrand zuzuwenden, als die Luft in der Eingangshalle des kleinen Flughafens seltsam zu knistern begann.

Danach wurde es schlagartig kalt.

So kalt, dass Tobias vermeinte, sich irgendwo in der Tiefe der Antarktis wiederzufinden, und nicht in der Hauptstadt von Neukaledonien, wo das Thermometer trotz der abendlichen Stunde noch über 25 Grad Außentemperatur anzeigte.

Aber das war noch längst nicht alles.

Noch verstörender als der grüne Rauch, der aus LeGrands Mund kam, während er auf die beiden Frauen zueilte, war die Tatsache, dass Tobias anscheinend der Einzige war, der diesen Umstand bemerkte.

Alle anderen Personen in der Eingangshalle des Flughafens verhielten sich, als sei dies die normalste Sache der Welt. Keiner von ihnen zeigte irgendeine Reaktion, jeder stand einfach nur teilnahmslos in der Eingangshalle herum und glotzte wie eine Kuh, wenn es blitzt. Selbst die beiden aufgetakelten Fregatten schienen zu Salzsäulen erstarrt und warteten mit offenem Mund auf LeGrand.

Tobias wusste nicht, was genau sich da vor seinen Augen abspielte, er wusste nur, dass der Grund dafür etwas sein musste, das nicht mit normalen Maßstäben zu erklären war.

Sein Amulett, das er seit ein paar Tagen wieder um den Hals trug, spielte total verrückt.

Es vibrierte immer stärker und wurde unerträglich heiß.

Tobias handelte augenblicklich und ohne nachzudenken.

Die Finger seiner Rechten schlossen sich um das geheimnisvolle Amulett, und während er auf LeGrand

zulief und seinen Namen aussprach, reckte er dem Archäologen den mystischen Talisman entgegen.

\*

»Puyathak!«

Ein Schrei, der das Blut stocken ließ, drang aus LeGrands Kehle.

Abwehrend streckte er Tobias beide Hände entgegen, während er rückwärts in Richtung Ausgang torkelte. Sein Atem ging immer schneller. Mit jedem Schritt, der Tobias näher an ihn heranbrachte, schien seine Panik zuzunehmen.

Sie wurde schließlich so groß, dass er scheinbar völlig orientierungslos statt auf den Ausgang auf eine daneben befindliche Glaswand zueilte.

Fassungslos sah Tobias mit an, wie der Archäologe mit voller Wucht dagegen lief. Der Aufprall war so stark, dass LeGrand in die Knie ging.

Als er erkannte, dass er dem Paraforce-Agenten nicht entkommen konnte, warf er sich auf den Boden und begann zu wimmern wie ein Tier. Dabei bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, als wollte er seine Augen vor irgendeinem grauenvollen Anblick bewahren.

Eine eiskalte Hand schien über Tobias' Rücken zu streichen, während er mit ansah, wie den Archäologen ein Schauer nach dem anderen durchlief.

LeGrand musste beim Anblick des Amuletts unvorstellbare Qualen ertragen, anders konnte er sich dessen Verhalten nicht erklären.

Tobias steckte das Amulett in die Gesäßtasche seiner hellen Leinenhose und ging vor dem Archäologen in die Knie, um zu sehen, ob er ihm irgendwie helfen konnte.

Kaum war das Amulett aus seinem Blickfeld verschwunden, wurden LeGrands Zuckungen langsamer und er hörte auf zu wimmern. Schließlich lag er vollkommen still und reglos da. Es sah so aus, als ob er tief und selig schlafen würde, wären da nicht seine leblosen, weit aufgerissenen Augen gewesen, in denen sich immer noch namenloses Entsetzen spiegelte.

Tobias richtete sich auf und zog sein Handy, um die Polizei zu benachrichtigen.

Es dauerte keine zwei Minuten, bis vor dem Flughafengebäude das durchdringende und immer lauter anschwellende Heulen mehrere Sirenen zu hören war. Gleichzeitig schienen auch die umstehenden Menschen aus ihrer Lethargie zu erwachen. Manche von ihnen rannten schreiend durch das Flughafengebäude, andere, wie die beiden Amerikanerinnen, standen wie versteinert da und starrten auf LeGrand.

Jedem von ihnen schien jetzt erst bewusst zu werden, was geschehen war. Tobias hatte das Gefühl, als ob die Sirenen die Menschen aus einem tiefen Traum gerissen hatten.

Nach einem kurzen Blick auf die Polizisten und die uniformierten Sicherheitskräfte, die jetzt im Laufschrift auf ihn zukamen, entschloss sich Tobias kurz entschlossen, in der umstehenden Menschenmenge unterzutauchen.

Er hatte getan, was nötig war, und helfen konnte er hier sowieso nicht mehr. Im Gegenteil, es wurde Zeit für ihn zu verschwinden. Er verfügte zwar auch in Neukaledonien über Polizeigewalt, aber er war nicht sonderlich scharf darauf, vor der versammelten Menge irgendwelchen Streifenpolizisten Rede und Antwort zu stehen.

Dazu stand zu viel auf dem Spiel.

Tobias schob sich diskret durch den Pulk der Schauspieligen und tauchte in den Grünanlagen vor dem Flughafeneingang unter, noch bevor sich der erste Gesetzeshüter über LeGrand beugte. Dort angekommen ging er neben der Beifahrertür eines der unzähligen parkenden Autos in Deckung und ballte die Fäuste.

Der Fall wurde immer mysteriöser und er hatte nicht die geringste Spur. Im Moment war der einzige Anhaltspunkt dieser Geschichte die beiden aufgetakelten Fregatten, auf die LeGrand kurz vor seinem Tod zugesteuert war und von denen er nicht einmal die Namen kannte.

*Schöne Aussichten*, dachte Tobias und zückte sein Handy.

\*

Amanda Myers und Elizabeth Swenson, die beiden fleischgewordenen Klischees amerikanischer Dekadenz, hatten ein kleines Ferienhaus am Rand der Stadt gemietet.

Tobias fuhr direkt dorthin, nachdem ihn Paraforce

über Namen und Wohnort der beiden schwergewichtigen Grazien informiert hatte.

Der Flug nach Lifou musste warten, den nach LeGrands Tod waren die Frauen die einzige heiße Spur in dieser mysteriösen Angelegenheit und Tobias hatte nicht die Absicht, sie kalt werden zu lassen. Es musste einen Grund geben, warum der Archäologe unter all den Dutzenden von Menschen ausgerechnet diese beiden ausgewählt hatte.

Ihr Haus lag in unmittelbarer Nähe des Place of Cocotiers, einem baumbestandenen Platz im Herzen der Inselhauptstadt Nouméa, keine zwei Meilen vom Flughafen von Magenta entfernt.

Ein lang gezogenes Gebäude, in einer schier endlos scheinenden Straße, in der sich weitere, nahezu völlig identisch aussehende lang gezogene Gebäude wie Perlen an einer Schnur aneinanderreihen. Die einzige Möglichkeit, diese Häuser voneinander zu unterscheiden, war der Pflanzenwuchs ihrer Vorgärten.

Das Haus war dunkel.

Die umliegenden Straßenlaternen spendeten nur schwaches Licht. Zwischen den Büschen, Palmen und Orangenbäumchen war die weiße Gebäudefassade deshalb nur bruchstückhaft zu sehen. Tobias stellte seinen Mietwagen auf der anderen Straßenseite ab, stieg aus und ging vorsichtig auf das Haus zu.

Er hatte die Straße etwa zur Hälfte überquert, als er unvermittelt auf dem Asphalt verharrte und sich prüfend umsah. Seine Rechte schob sich instinktiv unter das Jackett. Auf der Straße war es immer noch ruhig

und auch im Haus schien sich niemand zu regen, dennoch presste er seine Finger mit jedem Schritt, den er machte, fester um den Schalengriff seiner Dienstwaffe. Nirgendwo war auch nur eine Menschenseele zu sehen, trotzdem wurde das Amulett immer wärmer. Im Haus der beiden Frauen schien es etwas zu geben, das dort nicht hingehörte; die Reaktion seines Amuletts war eindeutig.

Tobias verwettete seinen rechten Arm darauf, dass dieses Etwas keinesfalls natürlichen Ursprungs war.

Der Paraforce-Agent entsicherte seine Pistole und näherte sich dem Vorgarten in geduckter Haltung. Vor der Gartentür blieb er stehen und lauschte den Geräuschen der Nacht. Aber alles, was er hörte, war das Brummen von Automotoren aus dem nahen Zentrum der Stadt.

In der Straße selber war es still.

Seiner Meinung nach zu still.

Tobias, der in seiner Jugendzeit nicht nur in der Großstadt, sondern auch viele Jahre auf dem Land gelebt hatte, empfand die Stille als beunruhigend.

Es gab keine Nacht, und schon gar nicht hier im Südpazifik mit seiner vielfältigen Fauna und Flora, die nicht von irgendwelchen Geräuschen erfüllt war, und sei es auch nur das Grillen der Zykaden oder das leise Rascheln von Blättern im Abendwind.

Aber hier herrschte Totenstille.

Ihm gefiel das nicht.

Sein Bauchgefühl sagte ihm, dass hier etwas nicht in Ordnung war, und dass er sich auf sein Bauchgefühl

verlassen konnte, wusste er im gleichen Moment, in dem er den Hauseingang erreichte.

Plötzlich war sie wieder da, diese unnatürliche Kälte, die er bereits auf dem Flughafen verspürt hatte. Er klopfte mit dem Lauf seiner Glock leise gegen das Türholz, während sich die Finger seiner Linken um die Klinke legten.

Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Tobias staunte nicht schlecht, als sich die Tür als unverschlossen erwies. Er schlich den Flur entlang, der nach etwa fünf Metern an einer Holzvertäfelten Wand endete. Rechts und links davon befanden sich mehrere Türen, die bis auf eine alle offen standen und ihm einen Blick in das Innere der dahinterliegenden Räume gewährten.

Tobias vermutete, dass sich hinter der verschlossenen Tür wohl das Wohnzimmer befinden musste. Es war nur logisch, schließlich war er bisher nur an zwei Schlafzimmern, ebenso vielen Bädern, einem Gästezimmer, der Küche und dem Esszimmer vorbeigekommen.

»Hallo«, fragte er vorsichtig.

Keine Antwort.

Dafür wurde es immer kälter, je näher er der verschlossenen Tür kam.

Tobias wusste, dass keine Zeit mehr war, um Hilfe zu holen. Er vertraute auf die Durchschlagskraft seiner Dienstwaffe und auf die magische Wirkung des Amuletts, das ihm schon am Flughafen gute Dienste erwiesen hatte.



Entschlossen ging er weiter. Wenn er den Berichten aus der Paraforce-Zentrale Glauben schenken konnte, hatten die beiden Frauen die Absicht, hier im Nobelviertel von Nouméa eine Woche Urlaub zu machen. Daran zweifelte Tobias auch nicht, aber inzwischen war er sicher, dass sie dieses Vorhaben seit ihrem Zusammentreffen mit LeGrand nicht mehr verfolgten.

Die gespenstische Stille, das dunkle Haus und diese unwirkliche Kälte wiesen eindeutig Parallelen zu LeGrands seltsamem Erscheinen auf.

Seine weiteren Gedankengänge wurden jäh von schrillen Lauten unterbrochen.

Hinter der verschlossenen Tür war unvermittelt der Gesang von Frauen zu hören.

Wobei das Wort Gesang eine gehörige Übertreibung war, denn genau genommen handelte es sich dabei nur um die ständige Wiederholung einiger Worte, die mehr gesprochen als gesungen wurden. Er verstand zwar weder ihren Sinn noch ihre Bedeutung, trotzdem begannen in ihm sämtliche Alarmglocken zu schrillen.

Einer dieser gutturalen Laute klang nämlich genau so wie der Schrei, den LeGrand am Flughafen in panischer Angst ausgestoßen hatte.

»Puyathak!«

Kurz darauf war er tot.

Tobias handelte deshalb sofort.

Mit einem gewaltigen Satz sprang der Paraforce-Agent vorwärts, drückte die Klinke herunter und riss die Tür auf.

\*

Henri Ougona legte gähmend das Rätselheft zur Seite und rieb sich die Augen.

Er war schon müde, obwohl er seine Nachtschicht erst vor einer Stunde angetreten hatte. Aber das war auch kein Wunder, denn sein täglich acht Stunden andauernder Dienst bestand durchschnittlich aus sieben Stunden Langeweile.

Im Gegensatz zu vielen anderen Städten der Welt, wo Leichen im Stundentakt in die Gerichtsmedizin gekarrt wurden, herrschte in dieser Hinsicht in Nouméa pure Tristesse. Zum einen neigte die Bevölkerung von Neukaledonien nicht gerade zu expliziter Gewalt, wenn man von den Aktivitäten der Unabhängigkeitsbewegung absah, und zum anderen lähmte gerade in dieser Jahreszeit die Hitze jegliche impulsive Gefühlsausbrüche der Bevölkerung.

Als er den Posten des Nachtwächters in der Rechtsmedizinischen Pathologie von Nouméa angetreten hatte, war er sich schon im Klaren darüber, dass seine Hauptaufgaben aus untätigem Herumsitzen, dem gelangweilten Starren auf die Monitore der Überwachungskameras und dem Ausfüllen irgendwelcher Formulare bestanden.

Was gab es auch hier schon zu bewachen?

Kein Mensch, jedenfalls keiner, der noch all seine Sinne beisammenhatte, brach in ein Leichenschauhaus ein. Die Behörden hingegen waren der Meinung, dass diese Stelle trotzdem besetzt sein sollte, denn es gab auch auf Nouméa Menschen, die eben nicht alle Sinne beisammenhatten, und außerdem wurden hier Dinge gelagert,

die draußen in der Welt für so manchen Ärger sorgen konnten.

Morphium zum Beispiel.

Ihm war das egal, er hatte die Stelle angenommen, weil es einfach nichts Sichereres gab als eine Anstellung im öffentlichen Dienst.

Wer, so wie er, dabei war, eine Familie zu gründen, konnte es sich nicht leisten, irgendeinen Job anzunehmen, bei dem er vielleicht schon morgen wieder auf der Straße stand.

Ougona seufzte und widmete sich wieder einem seiner obligatorischen Rätselhefte, die ihn schon so manche Nacht wachgehalten hatten.

*Die Dinger werden auch immer einfacher*, dachte er, nachdem er bereits fünf Minuten später den ersten Lösungssatz in die dafür vorgesehenen Kästchen eintragen konnte.

Er gähnte erneut, legte den Kugelschreiber zur Seite und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Ein leises Klopfen schreckte ihn jäh aus seiner Lethargie.

Ougona drehte den Kopf und blickte erstaunt zur Tür.

Es war nicht so, dass er dem Unbekannten, der geklopft hatte, böse war, nein, ganz im Gegenteil, er freute sich über jede Unterbrechung seines stupiden Dienstes, und wenn sie noch so banal war. Aber irgendwie war es schon seltsam, dass es ausgerechnet an der Tür klopfte, die in jenen Gebäudeteil führte, in dem sich die Büros der Chefetage befanden.

Ougona stand auf und öffnete die Tür.

Sein Erstaunen war groß, als er den Mann erkannte, der da vor ihm stand.

Er hätte mit jedem gerechnet, aber nicht mit Charles Balmer. Es war schließlich kurz vor Mitternacht und der Mann war der stellvertretende Leiter dieser Dienststelle.

»Monsieur Balmer«, sagte Ougona überrascht. »Was machen Sie denn um diese Zeit noch hier?«

»Arbeiten«, antwortete Balmer lakonisch.

»Jetzt noch? Es ist doch bereits kurz vor Mitternacht.«

Der Leiter der Dienststelle verzog missmutig das Gesicht. »Ich weiß, aber es ist bald wieder Monatsende und bis dahin sollte ich noch einige Berichte verfasst haben, die ich der Stadtverwaltung vorlegen muss. Aber dazu brauche ich einen klaren Kopf und den habe ich tagsüber bei dieser Hitze nicht. Deshalb habe ich meine Arbeitszeit in die Nacht verlegt.«

Der Nachtwächter nickte wissend.

Balmer kam direkt aus Paris, ein typischer Stadtmensch, der mit dem Klima, das im Südpazifik herrschte, überhaupt nicht zurechtkam, obwohl er bereits seit etwas mehr als zwei Jahren hier auf der Insel lebte. Henri fragte sich schon lange, was den Mann dazu bewogen hatte, ausgerechnet in Neukaledonien einen Posten zu übernehmen.

Er wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass er darauf nie mehr eine Antwort bekommen sollte. Ein lautes Summen, wie das einer wütenden Hornisse, unterbrach ihr Gespräch. Die beiden Männer blickten sich

einen Moment lang fragend an und stürzten dann, wie auf ein lautloses Kommando hin, beinahe gleichzeitig auf die Monitore der Überwachungskameras, welche die gesamte Stirnseite von Ougonas Schreibtisch einnahmen.

Sie wussten beide, dass dieser Alarmton nichts anderes zu bedeuten hatte, als dass ein Bewegungsmelder in einem der Räume im Untergeschoss angeschlagen hatte.

»Was zur Hölle ist das?«, durchzuckte es Henri, der wusste, dass es dort unten nichts anderes gab als vier weiß gekachelte, sterile Räume, in denen die eingelieferten Toten seziert und so lange aufgebahrt wurden, bis irgendeine übergeordnete amtliche Stelle entschied, was mit ihnen zu geschehen hatte.

Im gleichen Augenblick schrie Balmer neben ihm entsetzt auf und deutete mit dem Zeigefinger seiner Rechten wie ein Verrückter auf einen der Monitore.

Henri, dessen Augen der Richtung gefolgt waren, in die der Finger seines Vorgesetzten deutete, griff sich mit der Rechten an die Kehle und taumelte rückwärts. Seine Augen weiteten sich jäh, während sich sein Blick förmlich am Bildschirm des Monitors festsaugte.

Obwohl im Untergeschoss zu dieser Stunde nur die Notbeleuchtung eingeschaltet war, zeigte ihnen die hochempfindliche Überwachungskamera mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit eine Szenerie, die nur einem Albtraum entsprungen sein konnte.

Die Einrichtung des überwachten Raums bestand aus vier Seziertischen aus Edelstahl, einigen Waschbecken

aus demselben Material und weißen, sterilen Kacheln, soweit das Auge reichte. Drei der Seziertische waren leer, der vierte mit einem grünen OP-Tuch zugedeckt, unter dem sich bis vor einem Augenblick noch die Umrisse eines Menschen abgezeichnet hatten.

Jetzt war das Tuch zu Boden gerutscht und eben dieser Mensch, der eigentlich tot sein musste, denn sonst würde er hier nicht liegen, saß auf der Tischplatte und blickte sich verwirrt um.

»Scheiße, gottverdammte Scheiße!«, fluchte Balmer, dessen anfängliches Entsetzen immer mehr in Wut umschlug. »Wer ist dieser Kerl?«

Der Nachtwächter zwang sich zur Ruhe, obwohl ihm das Herz bis zum Hals schlug. Mit fliegenden Fingern hämmerte er so lange auf der Tastatur seines Computers herum, bis auf dem Bildschirm die Akte der eingelieferten Person erschien.

»Der Mann heißt Jean-Pierre LeGrand, er ist Archäologe. Er ist vor wenigen Stunden am Flughafen von Nouméa unter merkwürdigen Umständen verstorben. Die Diagnose des herbeigerufenen Polizeiarztes lautet Herzversagen.«

»Der Kerl ist kein Polizeiarzt, sondern ein Idiot«, schnappte Balmer. Er fuhr herum, packte den Nachtwächter am Arm und funkelte ihn beschwörend an. »Los, kommen Sie mit.«

»Was haben Sie vor?«, keuchte Henri Ougona, dem alles andere als wohl bei der Sache war.

»Was wohl? Wir müssen dem Mann augenblicklich helfen, sonst könnte es sein, dass wir Schwierigkeiten

bekommen. Und zwar solche Schwierigkeiten, dass es uns vielleicht sogar unsere Jobs kosten könnte, wenn wir nicht augenblicklich handeln. Dieses Arschloch von Polizeiarzt kann anscheinend einen Bewusstlosen nicht von einem Toten unterscheiden. Anders ist es nicht zu erklären, warum dieser Mann hier eingewiesen wurde!«

Henri nickte.

Balmers Aussage, dass dadurch womöglich sein Job in Gefahr war, vertrieb schlagartig auch den letzten Rest von Müdigkeit, der noch in seinem Körper steckte.

Die beiden Männer rannten, so schnell sie konnten, ins Untergeschoss. Das Hämmern ihrer Absätze hallte überlaut durch den gefliesten Gang, der zu den Räumen führte.

Henri, der den Raum mit dem vermeintlichen Toten als Erster erreichte, streckte die Hand aus, um die Tür zu öffnen.

Zu spät.

In der gleichen Sekunde, in der sich seine Finger um den Drehknopf der Tür legen wollten, wurde diese aufgestoßen und knallte mit solch brachialer Gewalt gegen die dahinterliegende Wand, dass mehrere Kacheln zersprangen. Der Anblick, der sich den Männern danach bot, war unglaublich.

LeGrand stand breitbeinig im Türrahmen.

Ein dürres, altes Männchen, das nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Sein Gesicht war zu einer Fratze verzerrt, in der sich Wahnsinn und Entsetzen

gleichermaßen widerspiegelten. Seine Hände, mit denen er ständig in der Luft herumfuchtete, glichen eher den krallenbewehrten Klauen eines Raubtieres als denen eines Menschen. Bevor einer der beiden Männer reagieren konnte, sprang ihnen LeGrand entgegen, packte Ougona, der direkt vor ihm stand, und hob ihn trotz dessen fünfundneunzig Kilo Lebendgewicht wie eine Stoffpuppe in die Höhe. Bevor der Nachtwächter wusste, wie ihm geschah, schleuderte ihn LeGrand mit voller Wucht an die gegenüberliegende Wand.

Es klang wie das Auseinanderplatzen einer überreifen Melone, als Ougona mit dem Schädel dagegen knallte. Röchelnd rutschte er an der Wand entlang zu Boden, während sein zermatschtes Gesicht eine hässliche rote Spur auf den weißen Kacheln hinterließ.

Balmer wich ängstlich zurück.

Verzweifelt suchte er nach einer Möglichkeit, um diesem Wahnsinn zu entkommen.

Aber er hatte genauso wie Ougona keine Chance gegen LeGrand.

Der Untote, oder was auch immer er sonst war, fuhr herum und war mit einem Satz bei ihm.

Bevor der Leiter der Pathologie auch nur reagieren konnte, legten sich LeGrands Knochenfinger wie Stahlklammern um seine Kehle und drückten gnadenlos zu.

Balmer versuchte, sich zu wehren.

Seine Muskeln spannten sich und er versuchte mit aller Kraft, die in ihm steckte, den Würgegriff dieses unheimlichen Mannes zu sprengen.

Vergeblich.



Seine Sinne schwanden, sein Gesicht wurde purpurrot, dann dunkelblau, dann explodierten bunte Lichter vor seinen Augen.

Danach war nichts mehr.

\*

Das Wohnzimmer lag im Dunkeln.

Nirgendwo brannte ein Licht.

Die einzige Beleuchtung bestand aus dem fahlen Licht der Gestirne und dem matten Schein der Straßenlaterne. Beides drang nur spärlich durch die Fenster. Dennoch reichten die Sichtverhältnisse aus, um Tobias eine Szenerie erkennen zu lassen, bei der sich ihm unwillkürlich die Nackenhaare aufrichteten.

Amanda und Elizabeth boten einen geradezu grotesken Anblick.

Die beiden saßen mitten im Raum auf dem Boden.

Vollkommen nackt!

Ihre unförmigen Körper wiegten sich im Takt des monotonen Singsangs.

Ihre Stimmen wurden immer lauter.

Keine der beiden Frauen schien ihn zu beachten. Mit kreisenden Bewegungen strichen sie mit ihren Fingern über den Boden und leierten ihren Singsang immer schneller herunter, bis die Luft um sie herum in Wallung geriet, als würde sie kochen. Von irgendwoher kam Rauch, grüner, unheimlicher Rauch, der noch mehr Kälte in den Raum brachte.

Ein eisiger Lufthauch strich an dem Paraforce-Agen-

ten vorbei. Tobias, der sich den Frauen jetzt bis auf drei Schritte genähert hatte, drehte fröstelnd den Kopf. Dabei fiel sein Blick auf die neben ihm liegende Wand, auf der sich ein kleines, kaum merkliches Schattengebilde abzeichnete. Ein Ruck ging durch seinen Körper, als dieser Schatten immer größer wurde, je lauter die Frauen ihre Beschwörungen in die Dunkelheit hinaus-schrien.

Tobias hatte Mühe, nicht in Panik zu geraten, als die Gestalt des Schattens immer deutlicher wurde. Die Umrisse ähnelten dem eines geflügelten Riesen mit einem Schädel, der weder dem eines Menschen, noch dem irgendeiner anderen ihm bekannten Kreatur ähnelte. Ein abscheuliches Wesen mit einer Fratze, die nur einem Albtraum entsprungen sein konnte.

Tobias kannte jetzt keine Skrupel mehr.

Er ahnte, was mit den Frauen passieren würde, wenn er jetzt sein Amulett zückte. Das Schicksal LeGrands war noch deutlich vor seinen Augen, aber darauf konnte und wollte er keine Rücksicht mehr nehmen. Hier war etwas am Entstehen, das nicht nur diese Stadt in Chaos und Grauen versinken lassen konnte.

Mit lautem Gebrüll, das selbst das Kreischen der Frauen übertönte, sprang Tobias nach vorne und berührte mit seinem Amulett die Haut der beiden. Mit gellenden Schreien, die beinahe sein Trommelfell zum Platzen brachten, fielen Amanda und Elizabeth auf den Rücken und wanden sich in Todesqualen. Gleichzeitig schien sich der schreckliche Schatten aufzulösen, bis nur noch ein paar schemenhafte Umrisse von ihm üb-

rig waren, die mit einem Zischen über Tobias hinweg durch die offene Tür nach draußen entschwanden.

Wie alle Agenten bei Paraforce war auch er zwar darauf trainiert, binnen eines Herzschlags zu reagieren und sich auf eine veränderte Situation einzustellen, aber Tobias war eben auch nur ein Mensch, und so dauerte es nach diesem Geschehen doch einige Sekunden länger, bis er das Geschehen verarbeitet und die Lage wieder im Griff hatte.

Zu unbegreiflich war das, was sich da gerade eben vor seinen Augen abgespielt hatte. Er benötigte nur einen kurzen Blick, um festzustellen, dass den beiden Frauen das gleiche Schicksal wie LeGrand widerfahren war.

Tobias griff, ohne lange zu überlegen, zum Handy.

Diesmal jedoch wählte er nicht die Nummer der hiesigen Polizei, sondern die von Karl Stone, dem zuständigen Verbindungsmann von Paraforce.

Es war weit nach Mitternacht, aber Stone antwortete bereits nach dem zweiten Klingelton.

»Hallo, Herr Salcher«, meldete sich Stone, der eigentlich Stein hieß und in Frankfurt am Main geboren war. »Was kann ich zu dieser späten Stunde noch für Sie tun?«

Tobias lächelte. Es tat ihm gut, sich wieder einmal mit jemandem in seiner Muttersprache zu unterhalten. Aber nach einem kurzen Blick auf die beiden toten Frauen verschwand das Lächeln genauso schnell, wie es gekommen war. Mit wenigen Worten schilderte Tobias dem Verbindungsmann, was passiert war.

Danach herrschte Stille.

Eine Stille, die so lange andauerte, dass Tobias schon befürchtete, die Verbindung sei unterbrochen. Er blickte auf das Handy, schüttelte es kurz und hob es wieder ans Ohr.

»Hallo, Stone, hören Sie mich?«

Erneute Stille.

Tobias zählte in Gedanken bis fünf, dann wollte denn Anruf beenden.

Das Keuchen, das aus dem Lautsprecher kam, ertönte einen Herzschlag, bevor er das Mobiltelefon ausschalten wollte.

»Stone, verdammt noch mal, warum melden Sie sich nicht?«

Anstatt seine Frage zu beantworten, erzählte ihm der Mann am anderen Ende der Leitung, was vor einer knappen halben Stunde in der Gerichtsmedizin von Nouméa geschehen war.

Tobias hatte das Gefühl, als würde man ihm den Magen mit Eiswürfel füllen.

»Wo ist LeGrand jetzt?«, stieß er hervor, nachdem Stone seinen Bericht beendet hatte.

»Das, mein lieber Herr Salcher, würde der Polizeichef von Nouméa auch gerne wissen. Sie setzen sich jetzt am besten in Ihren Wagen und kommen auf direktem Weg zu mir. In spätestens einer Viertelstunde muss ich die Polizei über den Vorfall im Haus der beiden Amerikanerinnen informieren.«

»Können Sie damit nicht noch etwas warten, sagen wir, so eine Stunde? Ich würde mich gerne noch etwas

umsehen.«

»Tut mir leid, aber das geht nicht. Die Polizei hier ist nicht dumm. Wenn Commandante Tupeti herausfindet, dass ich ihm etwas verschwiegen habe, kann ich den Laden hier dichtmachen. Dann wird keine Behörde auf Neukaledonien mehr mit Paraforce zusammenarbeiten. Nein, wenn wir etwas in dieser Sache erreichen wollen, muss das über höhere Stellen gehen.«

»Was schlagen Sie also vor?«

»Kommen Sie her und wir werden in eine Bildkonferenz mit unseren Vorgesetzten gehen. Ich bin überzeugt, das bringt mehr, als wenn Sie dort in dem Haus herumschleichen und womöglich noch von der Polizei geschnappt werden. Tupetis Männer sollen in dieser Hinsicht nicht gerade zimperlich sein.«

Tobias musste einsehen, dass der Verbindungsmann recht hatte. Aber er ließ es sich dennoch nicht nehmen, sich noch einmal umzusehen, bevor er das Haus verließ.

Zehn Minuten später setzte er sich wieder in seinen Wagen und fuhr los.

Keinen Augenblick zu spät.

Das Haus der beiden Frauen war kaum im Rückspiegel verschwunden, als in der Nähe des Gebäudes bereits die ersten Sirenen ertönten und die blauroten Lichter mehrerer Polizeifahrzeuge durch die Nacht zuckten.

\*

Gespentische Stille hing zwischen den Bäumen und Farnen des dampfenden Dschungels. Kein Säuseln des Windes, kein Rascheln von Zweigen und kein Brüllen oder Summen irgendeines Tieres waren zu hören.

Aber das registrierten Tanner und Spencer schon längst nicht mehr.

Die beiden Männer waren mit ihren Kräfte so ziemlich am Ende. Sie befanden sich seit 48 Stunden auf der Flucht.

Am Mittag des gestrigen Tages waren sie noch mit der Leichtigkeit austrainierter Paraforce-Agenten durch den Dschungel gerannt. Eine Leichtigkeit, die jedoch allmählich genauso schwand wie das Licht des Tages. Mit der Dunkelheit wurde aus dem Rennen ein mühevolleres Schreiten und seit dem Morgen stampften sie nur noch wie seelenlose Maschinen durch das Unterholz.

Minute um Minute, Stunde um Stunde.

Ohne nachzudenken, einfach nur vorwärts.

Aber damit nicht genug, irgendwann machte sich außer der brütenden Hitze auch der Hunger und, was noch viel schlimmer war, der Durst bemerkbar. Waren es am Anfang ihrer Flucht noch vereinzelt Quellen, deren kristallklares Wasser sie einem sprudelnden Lebenselixier gleich auf den Beinen hielt, waren es wenige Meilen später nur noch nach innen gebogene Blätter, in denen sich ein paar Tropfen vom letzten Regenguss gesammelt hatten.

Schales, lauwarmes Wasser, aber immerhin Wasser.

Aber seit Sonnenaufgang war auch das Vergangene

heit.

Der Pfad, dem sie folgten, wurde schmaler und steiler und die Luft mit jedem Schritt immer schwüler. Sie hing wie nasse Watte zwischen den Bäumen. Es schien hier öfters zu regnen, wie Steve unschwer erkennen konnte. Durch die hohe Luftfeuchtigkeit waren die Bäume und Sträucher mit einer schmierigen grünen Schicht überzogen.

Überall roch es modrig wie in einem Grab und das Atmen wurde immer mehr zur Qual.

Aber trotz der großen Niederschlagsmenge, die hier offensichtlich tagtäglich niederging, war nirgendwo eine Wasserstelle zu finden. Ein Umstand, der sie bis zum Mittag fast an den Rand der totalen Erschöpfung brachte.

Spencer begann zu taumeln und zeigte bereits erste Anzeichen eines Deliriums, als Steve abrupt stehen blieb und vor sich auf den Boden deutete.

Nachdem sich sein Partner bis zu ihm durchgerungen hatte, wartete er, bis dieser wieder so weit zu Atem gekommen war, dass er sich mit ihm unterhalten konnte.

»Was ist los, warum halten wir an?«, keuchte Spencer.

»Erstens, weil dir eine Pause gut tut«, antwortete Steve. »Und zweitens, weil ich endlich Wasser gefunden habe.« Dabei deutete er erneut auf den Boden. »Na, was sagst du dazu?«

Pete Spencers Antwort bestand aus einem unüberhörbaren Würgen.

»Willst du uns umbringen?«

Steve zuckte die Achseln.

Okay, der Anblick seiner Entdeckung war zugegebener Maßen nicht gerade dazu angetan, in Jubelstürme auszubrechen. Das, was da vor ihnen lag, war nichts anderes als eine Bodenvertiefung, in der sich das Wasser des letzten Regengusses gesammelt hatte. Ein knöcheltiefes Loch, angefüllt mit einer Brühe aus verfaulten Pflanzenteilen, Tierpisse und Kot, auf deren Oberfläche Dutzende von grüngelben Schaumbläschen schwammen.

»Vergiss es«, sagte Pete angewidert. »Eher verdurste ich, als dass ich auch nur einen Schluck davon trinke. Zu Hause in Texas würde ich damit nicht einmal meinen Garten gießen.«

»Verdammt, Steve, ich glaube, du verkennst den Ernst der Lage. Wir sind hier nicht in Texas, sondern im Südpazifik auf irgendeiner kleinen, verschissenen Insel, auf der es anscheinend nur Felsen, Dschungel und blutgierige Wilde gibt. Wir können es uns nicht leisten, anspruchsvoll zu sein, es geht um unser Leben. Du weißt so gut wie ich, dass wir die Nacht nicht überstehen, wenn wir nicht bald etwas zum Trinken bekommen. Ekel hin oder her, wir haben nur noch die Wahl zwischen dem hier oder sterben.«

»Ich fürchte, du irrst dich. Sterben werden wir sowieso; die einzige, wirkliche Wahl, die wir noch haben, ist nur die Art, wie wir den Löffel abgeben. Entweder die Wilden machen uns alle, wir verdursten oder wir vergiften uns, wenn wir diese Brühe saufen.«



Obwohl Steve tief in seinem Innern ahnte, dass sein Partner wahrscheinlich recht hatte, wollte er sich nicht damit abfinden. Er wollte nicht sterben, nicht hier auf dieser jämmerlichen Insel, alleine und fern von allem, was ihm lieb und teuer war.

Das Wasser war wirklich widerlich und sie konnten nichts anderes tun, als es durch ihre Taschentücher zu filtern, um wenigstens die festen Bestandteile der Brühe daran zu hindern, einen Weg in ihre Mägen zu finden.

Aber es war im Moment verdammt noch mal die einzige Möglichkeit, ihrem Körper Flüssigkeit zuzuführen, ohne die sie die Nacht nicht überleben würden.

Die beiden Agenten schafften es tatsächlich, das üble Wasser bei sich zu behalten.

Aber nicht lange.

Eine Stunde später bewahrheiteten sich Spencers düstere Vorahnungen.

Sie bekamen beinahe gleichzeitig Magenkrämpfe.

Steve, als der Jüngere von beiden, besaß dabei offensichtlich die größere Widerstandskraft. Nachdem er sich zweimal übergeben hatte, schien er das Schlimmste überstanden zu haben. Nicht so Pete, bei ihm wurden die Bauchkrämpfe immer heftiger und er bekam noch Brechdurchfall dazu, der so schlimm wurde, dass er mehr als einmal die Hose nicht schnell genug herunterziehen konnte. Bereits nach kurzer Zeit war er so geschwächt, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Steve schleppte ihn abseits des Pfades tiefer in den Dschungel hinein und bettete ihn schließlich in

das Wurzelwerk eines Baumriesen, wo er vor den Blicken der Wilden einigermaßen geschützt war.

Er musste kein Arzt sein, um zu erkennen, dass Pete dringend Hilfe benötigte. Fieberschauer jagten beinahe im Sekundentakt durch den ausgemergelten Körper seines Partners. Als ihm Steve die verschwitzten Haare aus dem Gesicht strich, bemerkte er, dass seine Stirn wie eine Herdplatte auf höchster Heizstufe glühte.

»Tut mir leid, alter Freund«, flüsterte er, obwohl ihm klar war, dass Pete in seinem jetzigen Zustand kaum ein Wort von dem verstand, was er zu ihm sagte. »Aber ich muss dich jetzt alleine lassen. Wenn ich nicht bis zur Dunkelheit richtiges Wasser finde, erleben wir beide den nächsten Tag nicht mehr.«

Tanner seufzte, warf einen letzten Blick auf seinen Partner und drehte sich dann um.

Während er mit jedem Schritt tiefer in den Dschungel eindrang, schickte er immer wieder ein Stoßgebet zum Himmel. Obwohl die Zeit drängte, bewegte er sich nur langsam. Er wusste, dass er mit seinen Kräften haushalten musste. Wenngleich sein Organismus die Dreckbrühe besser vertragen hatte als der von Pete, war der Genuss des brackigen Wassers auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen.

Steve wusste, dass er ebenfalls ziemlich angeschlagen war.

»Reiß dich bloß zusammen«, sagte er zu sich selbst, nachdem er bemerkte, dass er immer wieder ins Taumeln geriet. »Wenn du jetzt auch noch schlapp machst, können wir beide uns gleich erschießen.«

Aber er hatte Glück. Seine Gebete wurden erhört.

Vor ihm lag, nachdem er einen weiteren Baumriesen, der ihm den Weg versperrte, umrundet hatte, eine kreisrunde Lichtung.

Und auf dieser Lichtung saß ein kleiner, kaum faustgroßer Vogel auf dem Boden.

Steve blieb wie angewurzelt stehen.

Sein Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei.

Es war nicht das knallbunte Gefieder des Vogels, das in allen Farben des Regenbogens schillerte, und auch nicht die Existenz der kreisrunden Lichtung, die scheinbar wie aus dem Nichts vor ihm aufgetaucht war.

Es war das, was der Vogel in seinem Schnabel hielt, das ihn zusammenzucken ließ.

Schilfrohr!

Eine Pflanze, die hauptsächlich in der unmittelbaren Nähe größerer Gewässer wuchs.

\*

»Wasser!«, durchzuckte es Steve.

Jetzt gab es für ihn kein Halten mehr. Er warf jegliche Vorsicht über Bord und sprang mit einem Satz auf die Lichtung. Im selben Augenblick war hinter ihm lautes Gebrüll zu hören.

Unwillkürlich zuckte Steve zusammen. Er kannte diese Schreie nur zu gut.

Steve zog den Kopf zwischen die Schultern und rannete, ungeachtet seiner körperlichen Verfassung, sofort

los. Ein Fehler, wie sich schnell herausstellte, denn die Anstrengung ließ seine Eingeweide bereits nach den ersten Schritten zusammenkrampfen.

Kalter Schweiß brach auf seiner Stirn aus.

Die Schreie indes kamen näher und wurden immer lauter.

Gehetzt blickte sich der Paraforce-Agent um. Ein unwillkürliches Stöhnen kam über seine ausgetrockneten Lippen.

Selbst wenn er auf Wasser stieß, würde ihm das nicht mehr viel nützen. Ihm wurde klar, dass die Chancen, seinen Verfolgern zu entkommen, geringer waren als die eines Schneeballs, der versuchte, auf einer heißen Herdplatte zu überleben.

Die einzige Möglichkeit wäre vielleicht noch gewesen, sich im Schutz der Dunkelheit irgendwo im Dschungel zu verstecken. Ein Gedanke, den Steve im gleichen Moment verwarf, als er bemerkte, wie der Mond aufging und das umliegende Land mit klarem, blassem Licht überflutete.

Fluchend hielt Steve auf eine Buschgruppe zu, welche die Lichtung fast gänzlich wie eine dunkle Wand umgab. Bevor er in das Unterholz eintauchte, sah er sich noch einmal um.

Dabei erhaschte er die Umrisse einer Gestalt, die links von ihm wie aus dem Nichts auf einem Hügel am Rand der Lichtung aufgetaucht war. Voller Entsetzen erkannte er, dass sich seine Umrisse im hellen Licht des Mondes beinahe überdeutlich vor der dunklen Wand aus Büschen und Sträuchern abzeichneten. Ein Um-

stand, den sein Verfolger mit einem triumphierenden Schrei quittierte, während er in geradezu höllischem Tempo den Hang hinab direkt auf ihn zu rannte.

Steves Entsetzen wurde noch größer, als aus der Tiefe des Dschungels heraus sofort vielfache Antwort ertönte. Ihm war klar, dass er jetzt so gut wie keine Chance mehr hatte, seinen Verfolgern zu entwischen.

Er gab sich keinen Illusionen mehr hin.

Es würde zu einer wilden Jagd kommen, an deren Ende er den Tod finden würde.

Steve hoffte, dass es wenigstens ein schneller Tod sein würde. Aber bis es so weit war, das schwor er sich, würde er diesen Wilden noch einen höllischen Kampf liefern. Seine Rechte krampfte sich um den Griff des Steinmessers, das er den Wilden vor seiner Flucht entwendet hatte, während er wie ein Bulldozer durch das Gebüsch stürmte. Da ihn seine Verfolger sowieso längst aufgespürt hatten, machte es keinen Sinn mehr, besonders leise zu sein. Im Gegenteil, je leiser und vorsichtiger er sich bewegte, umso langsamer kam er vorwärts und umso schneller würden sie ihn einholen.

Als er das Gebüsch hinter sich gelassen hatte, blieb er erst einmal stehen, beugte sich vor und stützte die Hände auf den Oberschenkeln ab. Seine Eingeweide krampften sich erneut zusammen. Die Flucht durch das Unterholz hatte ihn so ziemlich an den Rand seiner Kräfte gebracht. Ihm wurde schwindlig. Sein Puls rastete, seine Lungen rasselten wie ein altersschwacher Blasebalg und für einen Augenblick nahm er die Welt um sich herum nur noch verschwommen wahr.

Steve wartete, bis sich Atem und Pulsschlag wieder beruhigt hatten und er auch wieder klar sehen konnte. Dann hob er den Kopf.

Vor ihm erstreckte sich auf einer Länge von gut fünfhundert Yards eine ebenerdige Wiese. Das anschließende, scheinbar undurchdringliche Dickicht aus Schilfrohr, Schlingpflanzen und niedrigen Weiden wies unzweifelhaft auf die Existenz eines Flusses hin und damit auch auf Wasser.

Jetzt gab es für Tanner kein Halten mehr.

Er flog dem Ufergebüsch geradezu entgegen.

Ein kurzer Blick zurück zeigte ihm auf, dass der Eingeborene inzwischen keine zweihundert Yards mehr hinter ihm war. Steve mobilisierte noch einmal alle Kräfte. Er drang in das Schilfdickicht so ungestüm ein, dass es nur so prasselte und knirschte. Dabei geriet er mit dem rechten Fuß in eine der Schlingpflanzen, stolperte und landete kopfüber in einer morastigen Pfütze. Als er den Kopf hob, sah er vor sich den Fluss. Sein Wasser glitzerte silbern im Mondschein.

Steve wälzte sich zur Seite, zog seinen Fuß aus dem Gewirr der Schlingpflanzen und sprang auf die Beine. Dann bahnte er sich rücksichtslos einen Weg durch das Uferdickicht. Er musste den Fluss erreichen, bevor ihn die Wilden eingeholt hatten. Dort wollte er versuchen unterzutauchen, um so seinen Verfolgern zu entkommen. Der hohle Stängel eines Schilfrohrs sollte ihn dabei unter Wasser mit Luft versorgen. Diese List war zwar so alt wie seine Urgroßmutter, wenn nicht sogar noch älter, aber die Erfahrung hatte Steve gezeigt, dass

gerade die ältesten Tricks oftmals die besten waren.

Inzwischen hatte auch sein Verfolger das Uferdickicht erreicht.

Der Krieger hielt an, blickte sich kurz um und bahnte sich dann, ohne sich weiter umzusehen, mit seinem Steinmesser rücksichtslos einen Weg durch das dicht stehende Schilf. Für einen Mann, der zum Schutz vor dem am Wasser herumkriechenden und wuselnden Dschungelgetier nicht einmal den Ansatz eines Stofffetzens trug, ein fataler Fehler.

Aber das bemerkte Yahi erst, als es bereits zu spät war.

Die kleine, etwas mehr als Daumennagel große Rotrückenspinne, die sich zum Schutz vor der Nachtkühle in einem Blätterhaufen eingegraben hatte, war durch den Lärm, den Steve verursachte, als er in das Ufergebüsch eindrang, aufgeschreckt worden. Ungehalten krabbelte das Tier einen Schilfstängel empor, bereit, von dort aus dem Eindringling seine Kieferklauen ins Fleisch zu stoßen und ihm sein Gift in den Körper zu spritzen.

Doch als der Lärm verebbt war, beruhigte es sich wieder und begann nach unten zu klettern. Die Spinne ging jedoch sofort wieder in Angriffsstellung, als sie spürte, wie sich ihr erneut jemand näherte. Sie hob den Kopf, stieß sich von dem Schilfrohr ab und grub ihre Giftklauen unmittelbar neben der Halsschlagader in die Haut des Eingeborenen.

Yahi schrie vor Überraschung und Schmerz.

Sein Brüllen erreichte Steve, der einen Moment lang

unschlüssig verharrte.

Aber nur für einen Moment, dann schüttelte er den Kopf und lief weiter. Er wusste genau, dass es seinen sicheren Tod bedeutete, wenn er jetzt umkehrte.

Dann kam der zweite Schrei, diesmal schriller, verzweifelter.

Es klang wie der Schrei einer waidwunden Kreatur, die den Tod vor Augen hatte.

Dieses Mal blieb Steve stehen.

Auch wenn man ihn hinter vorgehaltener Hand als den härtesten Hund bezeichnete, der je in den Diensten von Paraforce stand, war er im Grunde genommen ein anständiger Kerl.

Hinter seiner rauen Schale steckte ein weicher Kern.

Der letzte Schrei hatte ihn bis in sein Innerstes berührt.

*Verdammt noch mal, durchzuckte es ihn, auch wenn der Kerl zu diesen blutrünstigen Eingeborenen gehört, die es auf deinen Kopf abgesehen haben, er ist gottverdammt noch mal schließlich auch ein Mensch und du hast noch nie jemanden im Stich gelassen, der sich in höchster Not befand. Mutter würde sich im Grab umdrehen, wenn du jetzt davonläufst.*

Tanner spuckte wütend zu Boden, schalt sich im Stillen einen gottverdamnten Narren und stapfte schließlich zum Ufer zurück.

Als er bei dem Wilden ankam, war der auf die Knie gesunken. Sein Gesicht glich einer verzerrten Fratze, in der sich Angst und Schmerz gleichermaßen widerspiegeln. Er streckte ihm abwehrend sein Steinmesser entgegen. Steve schlug ihm die Waffe mit geradezu spielerischer Leichtigkeit aus der Hand und legte sei-



nerseits sein Messer zu Boden. Dann streckte er ihm zum Zeichen des Friedens beide Handflächen entgegen.

Der junge Krieger stöhnte und deutete stumm auf seinen Hals.

Obwohl die Haut des Eingeborenen im Laufe der Jahre durch die glühende Dschungelsonne die Farbe von dunklem Leder angenommen hatte, konnte er im silbernen Schein des Mondes die kleine Spinne mit dem hässlichen roten Streifen auf dem Rücken deutlich erkennen.

Er war zwar kein Experte, aber irgendwie ahnte er, dass dieses Vieh, das da am Hals des jungen Kriegers hing, giftig genug sein musste, um ihm das Lebenslicht auszublases.

Der von Krämpfen geschüttelte Körper des Wilden, der Schweiß auf seiner Stirn und der stoßweise, unregelmäßige Atem sprachen Bände.

Tanner handelte, ohne zu überlegen.

Er zückte sein Steinmesser, schnitt das Tier aus der Haut des Kriegers, schleuderte es zu Boden und zerquetschte es schließlich mit der Klinge der primitiven Waffe. Dann schnitt er das Fleisch um die beiden punktförmigen Bissstellen auf, um für eine ungehinderte Blutung zu sorgen, und begann, das Gift aus der Wunde zu saugen.

Als er irgendwann den Kopf von der Wunde hob, hörte er, wie mehrere Personen durch das Uferdickicht stürmten.

Steve seufzte, schalt sich erneut einen Narren und

richtete sich auf, um seinem unvermeidlichen Schicksal erhobenen Hauptes entgegen zu blicken.

Sekunden später brachen drei weitere Eingeborene durch das Uferschilf. Einer von ihnen, ein kleiner, krummbeiniger Mann mit dunklen, durchdringenden Augen, hob bei seinem Anblick den Schädelbrecher in seiner Rechten an und wollte gerade damit zuschlagen, als über die Lippen des verletzten Kriegers unzählige Worte sprudelten.

Einen Moment lang verharrten seine Stammesgefährten beinahe regungslos. Dann bellte der Krummbeinige einige Befehle und die Männer hoben ihre Waffen.

Steve schloss die Augen und senkte den Kopf.

Er ahnte, was jetzt kommen würde, und ergab sich in sein Schicksal.

*Tut mir leid, Pete. Ich habe mein Bestes gegeben, aber es hat nicht sollen sein,* durchzuckte es ihn noch, als von irgendwoher eine Frauenstimme durch die Nacht drang.

Zu Steves Überraschung senkten seine Verfolger ihre Waffen.

Argwöhnisch blickte er sich um und erstarrte.

Die Frau, die jetzt das Ufer entlang kam, war klein, runzelig und hatte schneeweißes Haar, das ihr bis weit über die Schultern fiel. Sie war nackt wie alle anderen Wilden auch und ebenfalls mit einem Steinmesser bewaffnet.

Sie lief direkt auf ihn zu und stemmte ihre Fäuste in die Hüften, als sie ihn erreicht hatte. Dabei musterte sie ihn in einer geradezu unverschämten Art.

»Du scheinst mir ein verdammt harter Bursche zu

sein.«

Steve schüttelte ungläubig den Kopf.

Einen Moment lang dachte er, dass ihm seine überreizten Sinne einen bösen Streich spielten, aber dann redete die Frau einfach weiter.

Steve glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen, denn das, was er da zu hören bekam, war nicht etwa irgendein neukaledonischer Eingeborenendialekt, sondern lupenreines Oxfordenglisch.

Im selben Augenblick, in dem er die vertrauten Worte hörte, fiel jegliche Anspannung von ihm ab. Doch kaum hatten sich seine überreizten Sinne einigermaßen beruhigt, kamen auch schon die Nachwirkungen durch das verunreinigte Wassers wieder zurück. Er bekam erneut einen Krampfanfall. Schweiß brach auf seiner Stirn aus und er begann zu schwanken.

»Der ... der Teufel soll mich holen, wer ...«, sagte Steve schwach.

Die Welt begann sich vor seinen Augen zu drehen, dann fiel er nach vorne ins Wasser. Das wusste er noch, aber danach nichts mehr.

\*

*Hier muss es sein*, dachte Tobias, während er seinen verbeulten Mietwagen in die schmale Seitengasse lenkte.

Er setzte den Blinker, ließ das Fahrzeug ausrollen und parkte es schließlich etwa fünfhundert Yards weiter am linken Straßenrand. Dann schaltete er die Scheinwerfer aus, zog den Zündschlüssel ab, was der

Motor des altersschwachen Peugeots mit einem knarrenden Protestlaut quittierte, und stieg aus. Angesichts des Zustandes der Rostkarosse verzichtete er darauf, den Wagen abzuschließen.

Stattdessen ging er direkt auf Karl Stones Haus zu.

Das Gebäude war ein klobiger, quadratischer Kasten im typischen Kolonialstil. Mit seinen weiß getünchten Mauern, den hohen, vergitterten Fenstern und den Palmen im Vorgarten hätte man es eher auf einer Plantage als in einer modernen Großstadt vermutet.

Mit weit ausgreifenden Schritten hastete der Parforce-Agent über den kiesbedeckten Weg, der ihn schnurgerade auf das Haus zuführte. Dort angelangt blieb er einen Moment lang stehen und blickte sich um.

Auf einem Messingschild neben der wuchtigen Eingangstür war in großen dunklen Lettern Stones Name eingraviert. Direkt darüber befand sich ein schwarzer, kaum daumennagelgroßer Klingelknopf.

»Guten Abend, Karl«, sagte Tobias und winkte grinsend, als er in das seelenlose Auge einer Videokamera starrte, die direkt daneben im Mauerwerk angebracht war.

Er brauchte nur einmal zu klingeln, als ein leises Summen ertönte und die schwere Holztür wie von Geisterhand berührt nach innen schwang.

Dahinter lag ein lang gezogener, hell erleuchteter Gang. Kostbar aussehende Teppiche bedeckten den Boden und überall standen Schalen mit exotischen Blumen und primitive, aus Holz geschnitzte Statuen herum, die offensichtlich irgendwelche Götzen darstellen

sollten. Eine dieser Statuen sah besonders scheußlich aus. Das klobige, beinahe hüfthohe Ding war eine Mischung aus Affe und Mensch mit einem deformierten Schädel. An beiden Schultern waren deutlich die Ansätze von Flügeln zu erkennen.

Tobias blieb so abrupt stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Flügel?

Im selben Moment öffnete sich am Ende des Ganges eine Tür.

Ein kräftiger Mann in dunkelblauem Anzug mit kurzem Bürstenhaarschnitt trat auf ihn zu.

»Hello, Mister Salcher. Mein Name ist Karl Stone, schön Sie endlich einmal persönlich kennenzulernen.« Dabei lächelte er und streckte Tobias zur Begrüßung seine Rechte entgegen.

Sein Lächeln erstarb, als er feststellen musste, dass der Paraforce-Agent seine dargebotene Hand ignorierte und stattdessen mit einer herrischen Geste auf eine der Statuen im Gang deutete.

»Sparen Sie sich Ihre Begrüßungsfloskeln«, sagte Tobias härter, als er es eigentlich beabsichtigt hatte. »Erzählen Sie mir lieber, was zum Teufel das da sein soll.«

Stone zuckte mit den Schultern, nachdem er einen Blick auf das Götzenabbild geworfen hatte.

»Keine Ahnung, das steht hier schon seit einer halben Ewigkeit.«

»Reden Sie keinen Stuss, Stone. Sie wollen doch wohl nicht allen Ernstes behaupten, dass Sie nicht wissen, woher die ganzen Sachen kommen, die in Ihrem Haus

herumstehen.«

Stone warf einen zweiten, diesmal genaueren Blick auf die Statue, schien einen Augenblick zu überlegen und zuckte schließlich erneut mit den Schultern.

»Keine Ahnung, ehrlich. Ich weiß nur, dass mir dieses Ding da mal eine englische Professorin geschenkt hat, weil ich ihr einen Gefallen getan habe. Das ist aber schon eine halbe Ewigkeit her, mindestens zehn Jahre oder so. Warum fragen Sie?«

»Weil dieses Ding da eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit jenem Monster hat, das ich mit meinem Amulett aus dem Haus der beiden toten Amerikanerinnen gejagt habe.«

»Oh«, sagte Stone sichtlich betroffen. »Das ist ja ein Ding. Aber ich fürchte, ich kann Ihnen da nicht weiterhelfen. Ich weiß selber nicht, was das da sein soll, und zu der Professorin habe ich seither keinen Kontakt mehr. Tut mir leid.«

»Schon gut. Aber wissen Sie wenigstens Ihren Namen noch?«

»Natürlich!«, sagte Stone und nickte dabei so heftig, dass Tobias befürchtete, dass ihm sein Kopf jeden Moment von den Schultern fiel.

»Niemand, der Liz kennengelernt hat, wird jemals ihren Namen vergessen. Elizabeth Overton, das ist ihr richtiger Name, ist mehr als nur irgendeine Professorin für Völkerkunde. Sie schert sich einen Dreck um irgendwelche gesellschaftlichen Konventionen. Sie hat, soweit ich weiß, in ihrer Jugend mehr Gras geraucht als die gesamte Hippiebewegung der sechziger Jahre

zusammen und es gab keine Demonstration, an der sie nicht teilgenommen hat, inklusive Farbbeutelwürfe, Beamtenbeleidigung und Gefängnisaufenthalte. Eigentlich ist sie ein Ass in ihrem Job, aber mit ihren Eskapaden hat sie so ziemlich jede Universität auf dieser Welt verschreckt. Als ich das letzte Mal etwas von ihr gehört habe, soll sie eine Entdeckung gemacht haben, die in der Fachwelt für ziemliche Furore gesorgt hat. Danach ist sie untergetaucht, fragen Sie mich aber bitte nicht, wo sie derzeit steckt.«

»Keine Sorge, das wird der Zentralcomputer in unserem Hauptquartier erledigen. Ich hoffe doch, die Bildkonferenz nach New York steht inzwischen.«

»Natürlich«, versicherte Stone eiligst und deutete auf die Tür am Ende des Ganges. »Kommen Sie, ich habe in meinem Arbeitszimmer bereits alles vorbereitet. Ein Klick noch und wir sind mit Mister Baptiste persönlich verbunden.«

Der Verbindungsmann drehte sich um und ging den Gang entlang auf jene Tür zu, aus der er erst vor wenigen Augenblicken gekommen war.

Stone hatte nicht zu viel versprochen.

Ein kurzer Touch auf die Entertaste seines Computers und schon war auf dem Bildschirm das holzgetäfelte Büro des Leiters der Paraforce-Behörde zu sehen.

Jacques Baptiste saß hinter seinem Schreibtisch und blätterte nachdenklich in irgendwelchen Unterlagen, die er sofort zur Seite legte, kaum dass auf seinem Bildschirm die Köpfe von Salcher und Stone zu sehen waren.

Nach einer kurzen Begrüßung brachte ihn Tobias auf den neuesten Stand der Dinge. Dabei verdüsterte sich das Gesicht des Franzosen zusehends.

»Als ob ich es geahnt hätte«, sagte er, als Tobias seinen Bericht beendet hatte. »Die Sache mit LeGrand ist nicht nur ein Routinefall, da steckt noch viel mehr dahinter. Was gedenken Sie jetzt weiter zu unternehmen?«

Bevor Tobias seinem Chef eine Antwort geben konnte, wurde die Tür zu dessen Büro aufgerissen und ein junger, weizenblonder Mann in einem schlecht sitzenden Anzug stolperte regelrecht über die Schwelle.

Baptistes Augen schossen Blitze. »Parbleu«, zischte der ansonsten so beherrscht wirkende Franzose. »Hat man Ihnen denn nicht gesagt, dass ich nicht gestört werden will?«

Das Gesicht des jungen Mannes wurde feuerrot, während er versuchte, Baptistes starrem Blick auszuweichen.

Zitternd schob er eine Hand in die Innentasche seines Jacketts, zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor und legte es vor Baptiste auf den Schreibtisch. »Das ... das kam eben rein.«

Baptiste starrte auf das Papier hinab und sein Gesichtsausdruck änderte sich schlagartig. Mit spitzen Fingern griff er nach dem Blatt und hob es vorsichtig hoch.

»Meine Herren«, sagte er tonlos, nachdem er die Mitteilung gelesen hatte. »Soeben habe ich die Meldung erhalten, dass Steve Tanner von Bord seiner Maschine



aus ein Funksignal abgesetzt hat.«

\*

Tobias fuhr so schnell, wie er es gerade noch verantworten konnte.

Er starrte nach vorne durch die Scheibe und hatte seine Hände wie Schraubzwingen um das Lenkrad gelegt. Mit seinem Fuß, der das Gaspedal des Peugeots bis zum Bodenblech durchdrückte, ließ er den Motor des Mietwagens aufbrüllen wie ein Löwe in der Brunft.

Er fuhr Slalom, scherte sich einen Dreck um Geschwindigkeitsbegrenzungen und überfuhr auf seinem Weg zum Flughafen eine rote Ampel nach der anderen.

Aber das interessierte ihn nicht. Er konnte keine Rücksicht nehmen, dafür stand zu viel auf dem Spiel.

Steve Tanner lebte!

Tobias ließ den Wagen vorwärts schießen. Nach einer knappen Viertelstunde näherte er sich dem Flughafen und verlangsamte die Geschwindigkeit. Karl Stone, der neben ihm auf dem Beifahrersitz saß, deutete nach vorne auf ein Schild mit mehreren Wegweisern.

»Da vorne müssen wir rechts abbiegen«, sagte er seltsam kleinlaut. »Der versteckte Promieingang, von dem Baptiste gesprochen hat, muss dort irgendwo in der Nähe liegen.«

»Okay«, sagte Tobias und drückte das Gaspedal wieder durch.

Ein spitzbübisches Lächeln überzog sein Gesicht, als

er aus den Augenwinkeln heraus beobachtete, wie der Verbindungsmann erneut in seinem Sitz in sich zusammensank.

Stones leichenblassem Gesicht nach zu urteilen, hatte dieser gewisse Probleme mit seinem Fahrstil.

»Die Straße ist prima«, lobte Tobias. »Ich schätze, wir sind spätestens in einer Viertelstunde da.«

»Oder auch nicht«, sagte Stone schrill. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn, während sich seine Finger immer tiefer in das Polster des Beifahrersitzes bohrten.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass uns Ihr Fahrstil noch umbringen wird«, kreischte Stone, als Tobias das Lenkrad herumriss und der Wagen der Umzäunung des Flughafengeländes, die wie aus dem Nichts neben ihnen am Straßenrand auftauchte, scheinbar entgegen flog.

Mit einem Schrei schlug er beide Hände vor sein Gesicht, indes der Peugeot mit einer Vollbremsung zum Stehen kam.

Tobias war schon aus dem Wagen gesprungen und bereits auf dem Weg zu der im Zaun eingelassenen Tür, die in der Dunkelheit kaum zu erkennen war, als Stone zitternd und stöhnend aus dem Peugeot kletterte.

»Salcher!« Sein Rufen hallte überlaut durch die Nacht. »So warten Sie doch, ich bin nicht so schnell zu Fuß wie Sie.«

Tobias blieb kurz stehen und drehte sich um. »Das verlangt auch keiner von Ihnen, Stone. Sie sind schließlich kein Paraforce-Agent, sondern nur ein Verbin-

dungsmann zu den örtlichen Behörden. Sie haben Baptiste ja gehört, Ihr Job war es, mich ohne großartige Bürokratie zu diesem Eingang hier zu bringen. Das haben Sie getan, damit ist die Sache für Sie zu Ende.«

»Soll das heißen, ich bin jetzt entlassen?«

Tobias machte eine beschwichtigende Handbewegung. »Um Gottes willen nein, ich wollte damit nur sagen, dass dieser spezielle Fall für Sie erledigt ist. Paraforce wird natürlich weiterhin mit Ihnen zusammenarbeiten.«

Stone, der inzwischen herangekommen war, ließ enttäuscht die Schultern hängen. »Schade, ich wäre gerne dabei gewesen, wenn Sie Tanner aufstöbern.«

Tobias lächelte verständnisvoll. »Das glaube ich Ihnen gerne, aber Sie sind mir in Ihrem Büro nützlicher als da draußen in der Wildnis.«

Stone strich über sein Haupt, das schon bedenklich viele kahle Stellen aufwies, und nickte schließlich zustimmend. »Sie haben recht, Salcher, in meinem Alter sollte man darauf verzichten, im Urwald hinter irgendwelchen Monstern herzujagen.« Dabei lächelte er gequält.

Unvermittelt blitzte auf der anderen Seite des Zaunes ein Licht auf.

Die beiden Männer drehten beinahe gleichzeitig die Köpfe, als sich die Umrissse zweier uniformierter Gestalten aus der Dunkelheit schälten. Die Stablampen in ihren Händen verbreiteten ein solch grelles Licht, dass ihre unmittelbare Umgebung taghell erleuchtet war.

»Hallo, ihr da, was habt ihr hier am Zaun zu su-

chen?«

Die befehlsgewohnte Stimme des Uniformträgers war kaum verstummt, als ein Geräusch ertönte, das Tobias nur zu gut kannte. Der Laut, der entstand, wenn jemand eine Schusswaffe entsicherte, schien auch Stone nicht fremd zu sein. Tobias erkannte es daran, wie der Verbindungsmann den Kopf zwischen die Schultern zog und sich versteifte.

»Sind wir hier richtig, ich meine, ist das hier der Eingang fünf sieben?«, fragte Tobias unbeeindruckt der Tatsache, dass jemand mit einer geladenen Waffe auf sie zielte.

»Wer will das wissen?«, bellte der Uniformierte.

»Ich«, sagte der Paraforce-Agent. »Ich bin hier nämlich angemeldet. Mein Name ist Salcher, Tobias Salcher.«

»Können Sie sich ausweisen?«, kam es nach einem Moment der Stille zurück.

»Natürlich.«

»Gut«, sagte einer der Uniformträger und öffnete die unscheinbare, im Zaun eingelassene Tür. »Wenn Sie sich ausgewiesen haben und tatsächlich der sind, für den Sie sich ausgeben, dann folgen Sie uns bitte. Ihr Flugzeug wartet bereits.«

Tobias zückte seine Legitimation und wurde herangewunken.

»Ich melde mich bei Ihnen, sobald das alles hier zu Ende ist«, sagte er zu Stone, bevor er den uniformierten Männern folgte.

»Das hoffe ich«, sagte Stone und hob die Hand. Dann

machte er auf dem Absatz kehrt und verschwand, ohne ein weiteres Wort zu sagen, in der Dunkelheit.  
Die Enttäuschung in seiner Stimme war unüberhörbar.

